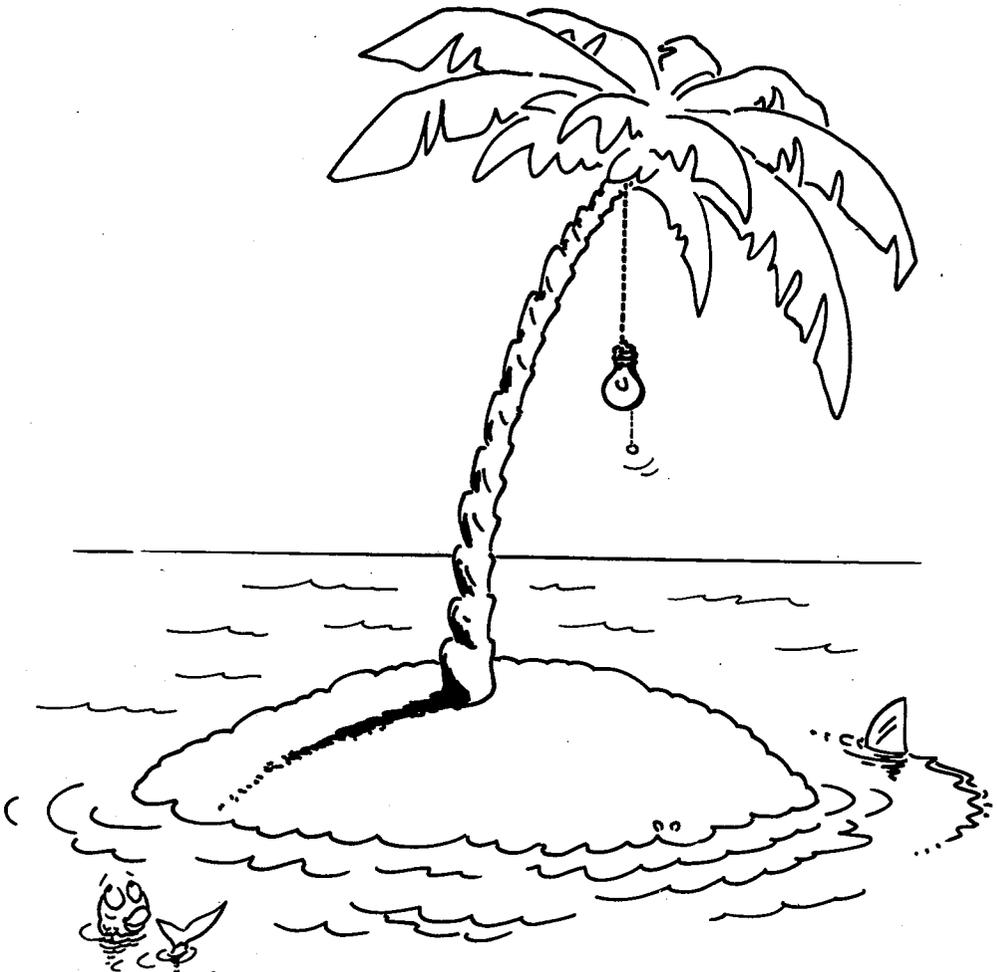


CHURZ nach EM ABLÖSCHE

Zwei Dutzend Kurzgeschichten, die das Leben schrieb



Hervorragend als Ferienlektüre geeignet

Die meisten dieser Realsatiren wurden 1992/93 im «Berner Bär» veröffentlicht. Der Autor ist Mitarbeiter der Migros Bern. Wir danken seiner Arbeitgeberin für ihr Einverständnis, diese Ferienlektüre veröffentlichen zu dürfen und für ihre Unterstützung bei der Distribution.

Churz nach em Ablösche

Zwei Dutzend Geschichten, die das Leben schrieb

Rita

Deutpauc!

Bo

Herzichst,
Bo

Don't tell ME!

♥ Rita

Claudia und Patrick gewidmet. Und natürlich allen Zeitgenossen, die (un)freiwillig in diesen Realsatiren vorkommen und die Realisation dieses Büchleins erst möglich gemacht haben...

©

Texte: Thomas Bornhauser, Wohlen
Zeichnungen: Beat Sigel, Fraubrunnen
Layout: Brigitte Staudenmann, Schönbühl
Satz und Druck: Mastra Druck, Schönbühl

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier

Grosser Bär und Scheues Reh



Die heutige Realsatire haben Patrick (heute 3), Claudia (6) und Papa (um Jahre gealtert) live an der letztjährigen Kinderfasnacht erlebt. An sich könnten wir Ihnen alles auf Video beweisen, wäre jener im Trubel nicht auch noch kaputtgegangen.

Claudia, als Indianerin, als lustige kleine Squaw verkleidet, mit schwarzer Perücke und so, wundert sich im Postauto: «Wieso säge alli Lüt Indianerin zu mir?» Häuptling Grosser Bär sagt, weshalb. Ughh.

Auf dem Bären- und Waisenhausplatz dann Kinder mit ihren Müttern (oder umgekehrt), soweit das Auge reicht. Väter sind an zwei Händen abzuzählen. Bevor wir aktiv bei den Attraktionen mitmachen, beobachten wir die fröhliche Schar: hier ein übergrosser Tausendfüssler mit unzähligen Kindern darunter versteckt, dort eine Art

Klangkörper-Arena, wo die Kleinen ungeniert drauflos hämmern und unser aller Trommelfell strapazieren können. Naadisnaa bleibt es nicht mehr beim Zuschauen. Und so nimmt das Unglück seinen Lauf.

Claudia will unter dem Tausendfüssler mitlaufen. «Zuvorderst», bitte ich sie, «und rechts aussen, damit ich immer deine Füsse sehe und weiss, wo du bist.» Geruhsam (...) möchte Papa nämlich auf gleicher Höhe mitmarschieren und den Überblick behalten. Strategie ist das halbe Leben. Die andere Hälfte, die Realität eben, zeigt, wie wenig Theorie und Praxis gemeinsam haben: relativ rasch verlieren wir in der Menschenmasse den Kontakt

zu Tausendfüsslers Kopf und somit zu Schwester und Tochter. Krisen-Management ist angesagt. Ich nehme Patrick samt Buggy unter den Arm und stürme, so gut es ohne Blutvergossen halt geht, nach vorne. Als wir endlich zur Spitze aufschliessen, fehlen die schwarzen Schuhe. Panik. Ich schlüpfte unter den Tausendfüssler. Keine Spur der Kleinen.

«Clauuuuudia!» «Von denen habe ich mehrere hier», spottet der Fussführer. Nur meine fehlende Zeit hat dem Mann das Leben gerettet.

Patrick, Buggy und Papa rennen zurück auf den Bärenplatz. «Claudia! Clauuudia!» Keine Spur unserer Ältesten. Gezielter Spurt zum Tausendfüssler. Blick unter das Geschwür, hinten, in der Mitte, vorne. Nüt, luuter nüt. Langsam, aber sicher wird mir unwohl. Und was mag wohl in der Kleinen vorgehen ob einem derartig lausigen Vater? Plötzlich eine Stimme in der Menge: «Suechsch du d'Claudia? Die schteit dort!» Die Stimme des Himmels entpuppt sich bei näherem Hinsehen, schöne Blamage, als Liselotte Walter, eine Bekannte meiner Frau. Weiter hinten steht dann eine tränenüberströmte Claudia auf einer Art Scheiterhaufen gut sichtbar zur Schau gestellt. Nicht mehr als Squaw, sondern eher wie die kleine Jungfrau von Orléans. Die cleveren Organisatoren hatten das Podest erstellt, weil «abzusehen war, dass ähnliches passieren würde». Danke. Unter den Buh- und Pfui-Rufen der zuschauenden Mütter schliessen sich Claudia, Buggy, Patrick und Papa wieder in die Arme. Fertig Fasnacht. Um vom Zwischenfall abzulenken, erhalten die Kids erst einmal, als Sofortmassnahme, Popcorn und Coke à discrétion. Dann laufen wir langsam zum Bahnhof zurück. Bei den Rolltreppen angelangt, rennt Claudia die herunterkommende hinauf: «Chumm sofort abe, Claudia, me geit nid dort ufe, das isch z'gefährlech,

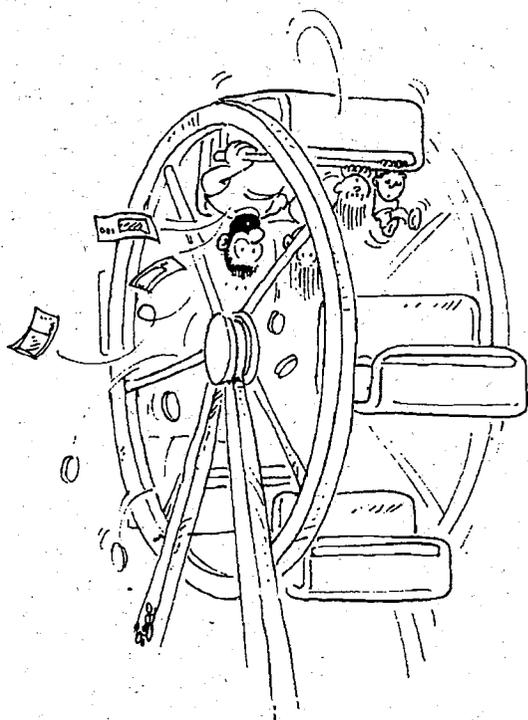
chumm dahäre.» Claudia fällt um. Horror, sie könnte mit ihren langen Haaren zwischen die Treppen geraten. Wie ein Stuntman springe ich rüber, rette Mademoiselle vor dem Schlimmsten, vergesse dabei allerdings Patrick & Buggy auf der anderen Rolltreppe. Zum Glück hat ein reaktions-schneller Mitmensch den kippenden Buggy aufgehalten und Patrick vor einem Salto rückwärts bewahrt. Ich bedanke mich beim Mann. «Passet gschyder besser uf eui Chind uf», kommt zur Antwort.

Im Postauto verstaue ich den Buggy und bitte Claudia, Patrick schnell zu halten. «He Papi, dr Pädli isch pflotschnass.» Schallendes Gelächter in der Menge. Coke sei Dank. Dann: Die letzte Handvoll Konfetti aus Claudias Tasche, ich kann es nicht verhindern, bekommt eine ladyhaft aussehende Frau von der Squaw ins Gesicht spendiert. Zeter und Mordio.

Zu Hause ziehen die Kinder sofort ihre Kleider aus und rennen in Richtung Badezimmer. Währenddem Claudia und Patrick baden, saugt deren Produzent die Wohnung von schätzungsweise zwei Kilogramm Konfetti sauber. Tschou Chinderfasnacht.

Bestellen Erwünscht, Ansonsten...

Mindestens einmal im Jahr bricht bei Hunderttausenden von Bernerinnen und Bernern der angeborene Masochismus aus; dann nämlich, wenn die BEA ihre Opfer erwartet. Unbestätigten Gerüchten zufolge soll es sogar Leute geben, die Meisterin BEA hörig geworden und täglich bei ihr anzutreffen sind...



Die BEA ist schon deshalb eine Reise wert, weil dort Preise der europäischen Spitzenklasse geheuscht werden. Drei Runden Riesenrad kosten eine vierköpfige Familie zwanzig Franken, ebensoviel ist für vier hundskommune Bratwürste zu bezahlen; Kartonteller, Brot, Senf und Wu(r)st allerdings inklusive. Ein Gütterli Mineralwasser ist da vergleichsweise billig zu haben, für nur Fr. 3.80 (das Lösen des Letzteren ist sogar gratis). Der spürbare Rückgang 1992 an Besucherinnen und Besuchern im Vergleich zum Vorjahr liege allerdings, so Herr BEA, Rezession zum Trotz, nicht bei den Nebenkosten. Gott sei Dank, sonst hätte man womöglich für nächstes Jahr noch über die Bücher gehen müssen. Ein weiterer wichtiger Grund, seinen Vorsätzen zum Vorjahr untreu zu werden und die BEA nächstes Mal halt doch wieder zu beehren, liegt bei der ungewöhnlichen Vielfalt der Aus- und Schausteller. Die Lebensweisheit «In vino veritas», beispielsweise (in Sichtweite der Fahnenfabrik und des Blauen Kreuzes), hängt in unmittelbarer Nähe des Jüngsten Gerichts: Die Landeskirchen sind da ebenso präsent wie das Forum «Jugend und Armee», welches seinerseits seine, im wahrsten Sinne des Wortes, Flugblätter pro F/A-18 mit Steinen beschwert hat, damit sie der Wind nicht davonlufftet. Unmittelbar daneben «Christenleitern aller Art» (keine Filiale der Landeskirchen). Das auf 14 Meter ausziehbare Modell – Preis auf Anfrage – eignet sich vermutlich aussergewöhnlich gut für Kinder im Vorschulalter.

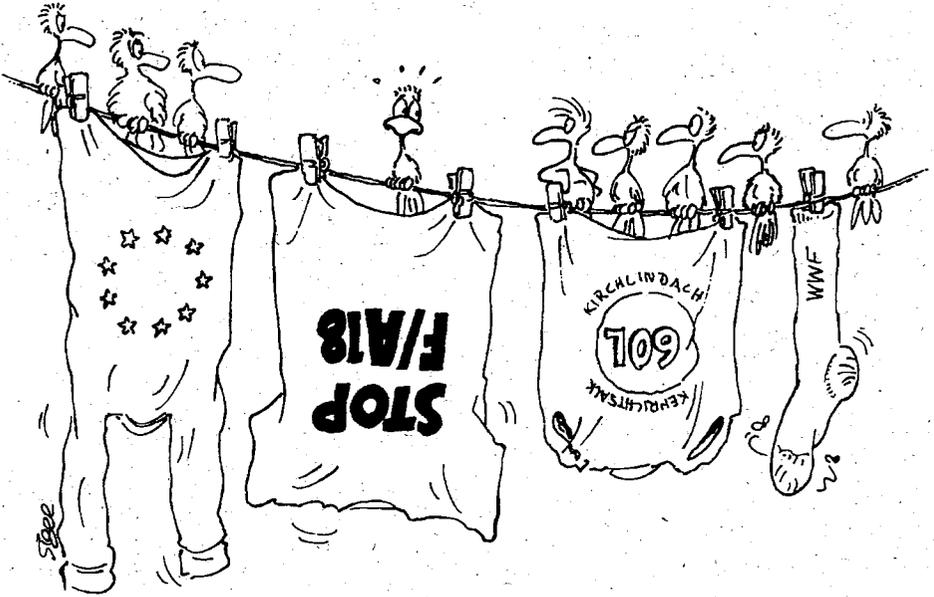
Am Demonstrationsstand der Firma Ronic preist ein bereits leicht ergrauter Moderator die Vorzüge seines «Food Processors»; eines Universalküchengerätes, welches nacheinander – oder gar gleichzeitig? – als Rührwerk, Eismaschine, Fleischwolf, Gemüseschneider und Weiss-nicht-was-alles-noch taugen soll. Wie gewöhnlich sehr gut unterrichtete Quellen zu berichten wissen, wird das Nachfolgemodell, der «Ronic FP 1993 GXT», zusätzlich als Schneeschleuder, Teppichklopfer und Rasenmäher kompatibel sein. Ein ideales Geschenk zum Muttertag also.

Fällt ausnahmsweise ein Produkt einmal nicht automatisch durch Vorzüge auf, so wird textlich kräftig nachgeholfen. «Zbinden bettet Sie gut» und «Kluger Köpfe schlafen auf Witschi-Kissen» beweisen diese Theorie bestens. Und wenn selbst derartige Literatur-Nobelpreis-verdächtige Werbeslogans nichts mehr nützen, so helfen vielleicht auffällige Schlagzeilen wie «Sonnenenergiedemonstrationsmodell» der Firma Jenni. Eh ja, Walt Disney hat mit «Supercalifragilisticexpialidocious», auch einen Oscar eingefahren. Als männliches Wesen gehört man an einigen auserwählten Ständen zur vernachlässigbaren Sorte von Erdenbürgern. Im Bernina-Nähcenter werde ich nicht einmal ob meiner zur Schau gestellten Neugier angesprochen. Ha! Wenn die wüssten, worüber Borni alles mitreden könnte: Stichlänge, Stichbreite, Stockschlag, Nadelstop, Nähfusslifter, hoher Stock, Dekorstich, Raupennähte, Fadenabschneider und Zwei-Linien-Pass. Apropos «Ha!»: Die Putzmittel-Demonstrantin der Firma Ha-Ra lobt ihr Pflegekonzentrat beim Reinigen einer Fensterscheibe, die schon vor dem Harasieren glasklar sauber ist. Sicher ist sicher. Wer begeht schon gerne Ha-Ra-Kiri vor versammelter Meute? Eben.

Ein Bericht über die BEA wäre nur unvollständig, würde nichts über die eigentliche Pièce de résistance, die Weidegustation, stehen. Wenn irgendwo an der BEA das Sehen-und-gesehen-werden gilt, dann hier. Am Stand des Wyhus Belp bei Dieter Strucken wäre Vreni Kuehni, nach eigenen Aussagen, bereit gewesen, eine klassische «Flanke» über die Theke zu machen, bloss um Bellevue-Mann a.D. Edi Corpataux die Tatze schütteln zu können. Ich renne Edi C. nach und hole ihn zu Struckens, weil wir die angefrorene «Flanke» der charmanten Frau Kuehni nicht als «Tsukuhara rückwärts» enden sehen wollen.

Bis wir nach längerem Suchen auf Herr Sebastiani (Sonoma, Cal.) bei Both's Wylädeli treffen, da begegnen «Berner Bär»-Chefredaktor Michael Feuz und ich allerlei Bekannten, namentlich den Herren Aloxe-Corton, Moulin-à-Vent und Barolo sowie den Fürsten Brunello di Montalcino und Marques del Puerto flüssig. Schade, haben wir aus Zeitgründen nicht auch noch die Kameraden Pomerol und Pommery sehen können. Umso überraschender dafür dann das Auftauchen, inklusive Faktur und eigenhändiger Bestell-Unterschrift, von 12 Flaschen Châteauneuf-du-Pape, Jahrgang 1985, an meine Heimadresse. Michael, weisst du eventuell noch, wann und wo ich die Dinger bestellt habe?

Stop F/A-18



Ist es in unserem Lande eigentlich von Vorteil, einer starken Minderheit oder eher einer schwachen Mehrheit anzugehören? Die Experten sind sich uneinig. Klar ist mir persönlich hingegen, dass die Heimat von Henri Dunants Erben, welche aus Spargründen die Gratisabgabe von Milch an Kinder in Flüchtlingsdurchgangszentren streichen muss, sich aus reinem Gewohnheitstrieb heraus keine unverhältnismässig teuren Kampfflugzeuge leisten darf. Aber sagen Sie das mal laut und öffentlich vor Andersdenkenden.

Ich bin weiss Gott kein GSOA-Aktivist, aber auch kein Armee-Fan. Und aus dieser Zwitter-situation heraus habe ich ein wunderschönes «Stop F/A-18»-Leibchen bestellt, es erhalten, bezahlt und öffentlich vorgeführt. Als Premiere bei der Männerriege Kirch-lindach...

Kaum sitzt das schicke T-Shirt am Leib, da kommt auch schon Bruno, wie von der Hornisse gestochen, in der Umkleidekabine im Tiefflug daher: «Zieh das ab!» – «Spinnstsch eigentlich, wäge was äch o?» – «Üse Turnverein isch konfessionell und politisch neutral, und das da, das isch e politisch-i Provokation! Entweder ziehsch das ab, oder ig chume nid cho turne!» Ratlose Gesichter in der Runde, betretenes Schweigen in der Kabine, niemand ergreift Partei. Vorgelebte Neutralität. Ich bleibe bei meinem Entschaid und laufe mich auf dem Tschuttplatz warm. Naadisnaa kom-

men auch die übrigen Mannen, kommentarlos. Bruno fehlt. Was soll der Quatsch? Ich renne zur Umkleidekabine zurück. «Chasch di ja entschuldige!» ruft einer nach. Wofür? Bruno töpelt, will nicht mit einem F/A-18-Gegner im gleichen Boot sitzen. Immerhin finden wir beide zum helvetischen Kompromiss: Das Corpus delicti wird von aussen nach innen gekehrt, «Schibe kehrt» sozusagen, dafür kommt Bruno turnen. Als ich ihm in Aussicht stelle, beim nächsten Mal mit einem Europa-Leibchen, blau mit güldenen Sternen, daherzukommen, da ziehen wieder Gewitterwolken auf. Vielleicht versuche ich es mit einem grau-gelben, gemeindeeigenen Ghüdersack, 60-Liter-Version, aus Kirchlindach als passendem Outfit. Aber das wird ihm auch nicht passen, schätze ich.

Auf dem Weg zur Post Wohlen, mit Klein-Patrick auf den Schultern, kommt man automatisch auch an der Gemeindeverwaltung vorbei. Jemand hat dort das gemeindeeigene Infant terrible gesehen und die Verwaltung alarmiert, denn plötzlich sind hinter den Vorhängen die verschiedensten Gesichter auszumachen. Was für ein Ereignis! Quel spectacle! Bornhauser im Anti-Flugzeug-T-Shirt! Hoffentlich ist deswegen nicht die Arbeit liegengeblieben...

Am Weekend, währenddem meine Frau im Spital Teilzeit arbeitet, fahre ich mit unseren beiden Kindern auf dem Velo übers Land. Es ist schlicht unglaublich, wie die Leute unaufgefordert reagieren. Vom spontanen «Super, das Libli!» bis zum ebenso spontanen «Wosch du Lappi üses Land mit dine zwöi Velo verteidige?» ist das ganze Spektrum an Meinungen zu hören. X-fach. Und ungefragt. Im Supermarkt lässt ein schätzungsweise Gleichaltriger vom Stapel: «Findsch das guet, das T-Shirt?» Nun, zufälligerweise spreche ich akzent-

frei Amerikanisch und gebe ihm zu verstehen, dass ich ihn eben just nicht verstanden hätte. Der Mann spricht seinerseits relativ gut Englisch und wiederholt sein Anliegen mit der Zusatzfrage, ob ich denn überhaupt wüsste, wofür ich da Werbung machen würde. «Klar, es geht darum, dass die Schweiz keine viel zu teuren Flugzeuge kaufen soll. Ich hoffe, ich habe mich damit nicht in innenpolitische Fragen eines fremden Landes eingemischt. Gegenfrage: Wissen Sie, wofür die Abkürzung F/A steht?» – «Selbstverständlich, das ist Deutsch und bedeutet Flugzeug-Abwehr.» Aha. Ginge es nach diesem Zeitgenossen, WWF hiesse dann wohl folgerichtig «Wir wollen Flugzeuge»; aber lassen wir das. Nobody is perfect. Wir unterhalten uns noch eine ganze Weile über Patriots und Patriotien, bis wir von seiner Begleiterin unterbrochen werden. «Was sagt er?» will sie als Resümee zum T-Shirt-Dialog wissen. «Er sagt, die Flugzeuge seien doch viel zu teuer für die Schweiz und dass wir uns gescheiter in ein gesamteuropäisches Verteidigungssystem integrieren sollen.» – «Siehst du, das sage ich schon lange, aber das willst du mir nicht glauben. Sag ihm, dass er recht hat!» Leider hat der Mann dafür keine Zeit, denn Zeit ist Geld. Time is money. Und davon hat die Eidgenossenschaft eine ganze Menge. Zeit. Und Geld.

Stadtratssession: - x + = -

„Unser demokratischer Mehrparteienstaat hat viele Vorteile, zweifelsohne. Nun aber zu glauben, ein Soviel-Parteien-als-möglich-Parlament – im Idealfall jede Parlamentarierin, jeder Parlamentarier eine eigene Partei vertretend – wisse zwangsläufig die vielen positiven Vorzeichen entsprechend zu kumulieren und umzusetzen, ist ein fataler Trugschluss; ein «heureka!», frei nach Archimedes, vollkommen fehl am Platz.“

Donnerstag, 20. August 1992. Ein denkwürdiger Tag im Eigenleben des Berner Stadtrats: Er («er»?) muss eine ganztägige Sitzung einschalten, um der selber inszenierten Pendenzenflut Herr und Frau zu werden. «Nachsitzen» heisst das abschätzig für die Schülerschaft, «eine ausserordentliche Sitzung zu einer ausserordentlichen Tageszeit» aufwertend für die Politikerinnen und Politiker. So einfach ist es.

Am Vormittag (09.00–12.00 Uhr) stehen 25 Programmpunkte auf der Traktandenliste – wohlweislich mit der abschliessenden Bemerkung (in halbfetter Schrift) **«nicht behandelte Traktanden der Vormittagssitzung werden nach Traktandum 11 der Nachmittagssitzung behandelt».**

Für den Nachmittag (13.45–18.30 Uhr, mit einer Pause, es stehen Erfrischungen bereit) stehen, laut Stadt-Anzeiger, die Angaben sinngemäss über den «Bümplizer-Chilbi-Infos» plazierte, «Massnahmen, Reglemente, Interpellationen, Motionen oder Postulate zur Diskussion» mit, folgerichtig und wiederum halbfett, der Schlussbemerkung **«und Weiterbehandlung der Traktandenliste der Vormittagssitzung».**

Quizfrage zu Beginn der heutigen Realsatire: Was glauben Sie, liebe Leserin, lieber Leser, wie viele der 25 traktandierten Programmpunkte «schafft» der Rat bis zum Mittag? (Auflösung zum Schluss)

Bereits Punkt 1 (Antrag Nr. 317 aus dem Vorjahr) zeugt von der Entschlossenheit, mit welcher der Stadtrat sein Mammutprogramm bewältigen will. Nachdem das Ratsmikrofon bei den Herren Jordi und Neukomm vorerst versagt, nachher aber geflickt wird, und sich die Herren Jordi und Pauli rhetorisch duelliert haben, schreitet man zur Abstimmung; auf Antrag, unter Namensaufruf. Raunen und Kopfschütteln in der Menge. Ratspräsident Herr Tromp spricht, peinlichst berührt, «möglicherweise von einem Irrtum». Es ist keiner. Nach exakt dreieinhalb Minuten merkt man, dass Frau Dreifuss beim Namensaufruf untergegangen ist, und nach vier Minuten, dass «es» um eine Stimme nicht aufgeht. Mathematik war noch nie jedermanns Sache. Es ist 09.30 Uhr.

Traktandum 2 (Antrag Nr. 163, ebenfalls aus dem Vorjahr) verlangt die «Aufhebung der Zusatzverbilligung des Bäre-Abis für Senioren». Vier Dutzend Graue Panther, vorwiegend Mannen im Rentenalter – Insiderjargon: «Der Mäusli-Fanclub» – und der Schreibende, während seiner Ferien in einem Anflug von Masochismus, hocken auf der Zuschauer- und, vor allem, Zuhörertribüne. Es geht hoch zu und her bei den Wortmeldungen der Piccolo-Mäusli-Pauli-Lauterburg-Zwahlen-Tromp-Sommer-Guyer-und-wiesie-noch-alle-heissen-mögen-Truppe (Kuriosum am Rande: Herr Theiler sitzt sehr wohl im Rat, meldet sich aber nicht zu Wort). Verbalentgleisungen und biertischkompatible Sprüche gehören zum Standardrepertoire einzelner Redner, schade, gibt es kein «Schämm-di-Eggeli». Es wäre dauerbelegt.

Einzig der Privatventilator von Herrn Thomet bringt frischen Wind in den Ratssaal. Weil es vorhin so lustig war, wird auch jetzt unter Namensaufruf abgestimmt («Herr Suter? Herr Suter? Herr Suter!»). Nach knapp fünf Minuten ist das Prozedere zu Ende, dann wird «abgezählt». Der Rat schafft die Zusatzbewilligung ab. Leise Buhrufe von den Rentnern. Die Tribüne leert sich. Auch der Ratssaal. 10.52 Uhr.

Von Zeit zu Zeit geht die Türe zur Tribüne auf, und Touristen strecken ihren Kopf herein. Sehr rasch bemerken sie allerdings, dass sie sich in der Türe geirrt haben müssen.

Zurück zur Mathematik: In der Algebra besagt die einzige Formel, die ich überhaupt jemals begriffen habe, «minus mal plus ergibt minus». Weshalb kommt sie mir ausgerechnet am 20. August in den Sinn?

Zugegeben, ursprünglich war vorgesehen, über die gesamte Sitzung zu berichten. In Übereinstimmung mit dem Wortlaut der Genfer Menschenrechtskonvention habe ich allerdings um 12.00 Uhr aufgegeben. Apropos:

Zu jenem Zeitpunkt war Herr Bossart noch daran, zu Traktandum 3 zu referieren.



Wenn's die Springkonkurrenz verschiffet



„Das Pferd zieht den Wagen des Seemanns», beliebte in einer Kabarettnummer der sechziger Jahre Walter Morath mit Voli Geiler zu sketchen. Der vermeintliche Sprachfehler kann indes schnell Realität werden, vor allem, wenn es vor einem Concours 24 Stunden nonstop geregnet hat und der Parcours für schiffbar erklärt wird.

„Pass auf, wenn der Reitverein Uettligen seine Springkonkurrenz durchführt, dann kannst du eine Bank machen, dann ist Schlechtwetter ange-

sagt», orakelte meine Arbeitskollegin Barbara Rufer, selber begeisterte Reiterin, Wochen vor der ZVK-V-CUP-Ausscheidung (u.a. mit vielsagenden Prüfungen wie «Kat. RII/LII, Wertung A Zm, 1 Stechen A Zm»). Frau Kollegin Rufer sollte, wie meistens, recht behalten.

Meistbeschäftigter Akteur beim Einweisen der Autos samt Pferdeanhänger im knöcheltiefen Pfliudi ist der Traktorfahrer. Weitsichtige Fahrer wie der Lenker des Range Rovers BE 9008 lassen sich von allem Anfang an durch den Dreck ziehen, Respektlose wie BE 350089 geben nach wenigen Metern freiwillig auf, derweil Besserwisser à la FR 101256 die anbotene Hilfe vorerst grossartig ausschlagen, dann

aber, nach zehn Metern, hoffnungslos im Schlamm steckenbleiben und unter stehenden Ovationen der Schaulustigen die symbolische weisse Fahne schwenken müssen. Die Pferde ihrerseits erhalten, noch in den Anhängern stehend, Fussballern gleich, Stollen (aber noch keine Schnorchel) verpasst. Schade, ist Mr. Ed, das sprechende Ross aus der gleichnamigen TV-Serie, nicht am Start. Zu gerne hätten wir ihn, stellvertretend für seine Artgenossen, gefragt, was er zur Ausgangslage im allgemeinen und den misslichen Verhältnissen im speziellen zu sagen gehabt hätte. Ein Glück für die Organisatoren, sind die Pferde nicht gewerkschaftlich organisiert, weil sonst das Springen in Uettiligen womöglich boykottiert worden wäre.

Das Organisationskomitee – sogar ein Ressort für «Presse und Propaganda» gibt es laut Festführer – hat allerlei Ehrengäste, luuter Manne, zur Zierde der entsprechenden Programmseite geladen. Ganz zuoberst Nationalrat Heinz Schwab, der dafür, im Gegenzug für die Aufwertung des Programmheftes, mit dem Zusatz «Präsident Aktionskomitee pro Empfa» hurtig in Eigenwerbung machen darf. Eh ja, die nächsten Wahlen kommen bestimmt.

Klangvolle Namen noch und nöcher bei den Viechern: von Arafat (Holzer Andreas, Ittigen) über Bafran Ibn el Shaklan (Stucki Hans, Spiez) oder Uriella (Marti Hans, Fraubrunnen) bis hin zu Do-Ping (Hofer Ursula, Tschugg), wobei von letzterem keine Proben genommen werden. Auch ein gewisser Fred Bommers (Köniz) ist im Pferderegister aufgeführt; als Reiter, versteht sich. Überhaupt, das wäre doch eine Idee, die Vierbeiner nach berühmten Zweibeinern zu taufen. Stellen Sie sich vor, Otto Fischer würde nach dreimaligem Refüsieren eines einfachen Hindernisses disqualifiziert, oder

Bruno Zwahlen könnte einen bekannten Oberrichter aus dem Sattel werfen...

Ohne Sponsoren läuft nichts, auch im Pferdesport nicht. So zählt die Springkonkurrenz Uettiligen zur Toyota Trophy. Auf einem Hindernis macht die Bahnhofgarage auf sich aufmerksam (obwohl es in Uettiligen und Umgebung weder Bahnhof noch Bahnhofgarage gibt), das Reitsportgeschäft Heiniger, Schönbühl, wirbt «mit 50% WIR», Frutiger für Kernbohrungen und die Reiter-Interessen-Gemeinschaft Frienisberg Süd (RIGFS) für rücksichtsvolles Reiten, währenddem die Winterthur Versicherungen die Abschrankungen mit Fähnchen sichert. Entsprechend fröhlich tragen die verschiedenen Wertungsprüfungen die Namen ihrer Gönner. So gibt es den Grossen Preis der Kuenti Hoch- und Tiefbau Wohlen, den Preis der Familie Roth Breitacker sowie, leere Kassen hin oder her, den Preis der Gemeinden Kirchlindach, Meikirch und Wohlen. Lediglich Pferdemetzgereien sind, für einmal, non grata Sponsoren. Wie der Gönner, so der Siegerpreis. Die zierliche, ungefähr 160 cm grosse Barbara Rufer schwang einmal beim Preis des Möbelgeschäftes X aus Y obenaus. Auf ihrem mächtigen Ross sitzend, nahm sie den ihr gebührenden Siegerpreis entgegen. Eine Ständerlampe.

Vater im Zwielight

Ein hartnäckiges Gerücht will nicht verstummen: Böse Zungen behaupten nämlich schon nicht mehr bloss hinter vorgehaltener Hand, dass der Autor dieser Realsatiren seine Gattin nur deshalb im Spital Teilzeit arbeiten lässt, damit er solo auf die Kinder aufpassen darf und dann ohne grosse Krea(k)tivität zu einer nächsten Kurzgeschichte kommt. Auch die heutige Episode ist leider nicht dazu angetan, diese Bösartigkeit zu dementieren und und aus der Welt zu schaffen.



Schwimmbad Aarberg. Gemütlich suchen sich Claudia, Patrick und Papa ein schattiges Plätzchen für einen kurzweiligen Aufenthalt. Kaum aus- und umgezogen, mit Schwimmflügel und Sonnenhut bestückt sowie grossflächig mit Sonnenschutzfaktor 10 («Äquator Spezial») überzogen, stolpert Padi über eine Sporttasche. Ein Riesengeschrei, molto furioso. Der

Bub kann sein rechtes Auge nicht mehr öffnen, ein Bluttröpfchen ist zu sehen. Auch das noch. Das zahlreich anwesende Volkstribunal hört und schaut zu. Im Stil eines alten Haudegens öffne ich das Äuglein gewaltsam mit Daumen und Zeigefinger: Erleichterung, zwei kleinere Schürfungen nahe des Auges sind am Bluttröpfchen schuld, das Auge unverletzt. Ein brillantes väterliches Ablenkungsmanöver, «Wosch e chly Coca?», bringt den Buben auf andere Gedanken (anders ausgedrückt: zum Schweigen).

Eine halbe Stunde später. Die beiden Wasserratten springen mit Anlauf ins Bassin zu Papa. Plötzlich verstolpert sich Patrick beim Absprung, schlägt mit dem Kopf am Bassinrand auf, fällt aber trotzdem noch, nach misslungenem Auerbach-Salto, ins Wasser. Als er wieder auftaucht, ist er blutüberströmt. Ich packe ihn, nehme ihn auf den Arm und versuche, unauffällig (...) eine Schadensinventur vorzunehmen, schliesslich war ich im Militär Zugsanitätär. Auf bewährte Stichworte wie «Coca!» oder «Glace go ässe!» stellt er seine Sirene für Sekundenbruchteile ab, für mich das Signal, dass die Rega wohl nicht bemüht werden muss. Junior hat sich happig auf die Zunge gebissen, mehrfach, deshalb das fürchterliche Bluten. Auf dem Weg zur Toilette – Sohn und Vater mittlerweile blutüberströmt – vergrössert sich mit jeder Sekunde die Blutspur hinter uns – und mit ihr die daherrennende Schar neuGIERIGER Kinder, in welcher auch mehrere Erwachsene, wohl Vertreterinnen des Volkgerichts, auszumachen sind. In der Toilette angelangt, schlage ich die Türe vor der gaffenden Meute zu, päng! Claudia schreit, weil Patrick schreit. Und umgekehrt. Teufelskreis nennt sich das dann wohl.

Die Blutung lässt sehr schnell nach, aber erst jetzt merke ich, dass Patrick ebenfalls eine tiefe Schramme unter dem Kinn hat. Sicherheitshalber der Weg zum Sanitätsposten. Unterwegs treffe ich auf meinen Arbeitskollegen Giuliano Gottardo. Sein Urteil: «Das muss genäht oder geklebt werden, vermutlich geklebt.» – «Sind Sie sicher?» – «Klar, unser Bub musste mit ähnlichem schon viermal ins Spital.» Aha, ein Routinier also. Schöne Ausichten. Der herbeigerufene Bademeister und Bobo-Profi, Roland Hügli, bestätigt die Diagnose von Giuliano Gottardo. Weil mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs, bringt uns

Roland Hügli mit seinem Auto vor den Augen vieler «Schaulistiger» ins Spital. Wenn Mama das erfährt...

Dr. Florence Germiquet untersucht den kleinen Patienten und macht sich ans Kleben, wie von den Kollegen Gottardo und Hügli vorausgesagt. Erst im Spital merke ich, dass ich Pädi einfach seine Hosen über die noch nassen Badehosen gezogen, aber vergessen habe, ihn mit einer Windel auszustatten. Kurskorrektur. Nach zehn Minuten können wir das Spital verlassen.

Die Wartezeit von 70 Minuten auf das nächste Postauto wollen wir mit einem Glace-Kauf (Sie erinnern sich, eines der Zauberwörter) bei Coop verkürzen. Noch vor der Bushaltestelle Aarberg Zeter und Mordio. Claudia kommt dahergerannt – mit einer blutüberströmten Hand, ausgerechnet jener, die sie sich 10 Tage zuvor bei einem Sturz über unseren Holzkohlegrill im Garten zünftig verbrannt hat (ansonsten sind wir aber eine ganz normale Familie). Ich rate ihr, die Hand im Brunnen vor der Post zu waschen, damit wir sehen können, was passiert ist. Hysterische Anfälle sind das Resultat. Ich wähne mich im falschen Film. Wartende Postautokunden erhalten eine Live-Lektion in Kinderpsychologie zum Nulltarif.

«Was meinsch, was seit ächt d'Mama, wenn ig ihre das hüt abe am Telefon verzelle?» fragt die inzwischen ebenfalls verpfästerte Claudia später im Postauto. Die Antwort ist voraussehbar und trifft dann wirklich auch zu: «Was verzellsch du für ne Blödsinn, Claudia? Chumm gib mer dr Papa as Telefon!»

Alexander Tschäppät.

Der Stadt- präsident

Vollkommen unbelastet und unbedrängt, weil ohne politische Ambitionen, hat der Schreibende die Unterlagen für die Stadtberner Wahlen 1992 durchgeblättert.

Flotte Sprüche machen sie fast alle, die Kandidatinnen und Kandidaten. Und wenn die Fantasie nicht mehr mit eigenen, weltbewegenden Zitaten Schritt halten kann, dann wird auch mal kräftig Literarisches gestohlen, beispielsweise bei der SVP (Liste 3), wo John F. Kennedys Vision eines besseren Amerikas ganz cool auf die Stadtberner Finanzsituation zurechtgebogen bzw. vergewaltigt wird. Peinlich. Wesentlich geschickter stellt sich da Otto Mosimann, EVP, Liste 10, an, dessen Leitsatz «Mit dem Herzen denken und mit dem Kopf handeln» verdächtig an den französischen Piloten und Philosophen Antoine de Saint-Exupéry erinnert: «Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.» Na, na, wer hat hier wohl wem abgeschrieben? Antoine Mosimann dem Otto de Saint-Exupéry etwa? Oder umgekehrt?

Die Kandidatinnen und Kandidaten überbieten sich gegenseitig mit mehr oder minder ernstzunehmenden Leistungsausweisen. Besonders auffallend die Liste, nomen est omen,

13, der CVP. Bruno Bächler ist Mitglied im Vierwaldstätterverein, Bruno Wallimann auch, Kurt Wittwer im Tennisclub Rot-Weiss Bern, Madeleine Messerli bei der STAKA

(was cheibs isch äch das wider?), Marco Jorio im QUAK (gleiche Zwischenfrage), Konrad Bossart, momol,



«Aktiver» im Sportclub COOP, Sigisbert Lutz (bisher), hört, hört, im Radio-extraBERN-Club, und bei der Jugendmusik Bern Bümpliz ruft sich Paul Wyler, Geburtsjahr 1939, als ehemaliges Mitglied in Erinnerung. Lang, lang ist's her.

Thomas Pauli von der Autopartei bringt seine Mitgliedschaft im TCS als Leistungsausweis mit. Vertreter der Kleinverdiener und «Rentner sprechen auch mit!» vereinigen sich auf Liste 8. Ihre «Kandidaten» (original Schreibweise) für den Gemeinderat: Henri Kalt, alt Finanzchef BLS/BN für die Kleinverdiener und Marcel Eyer (Jahrgang 1956) für die Rentner. Flexibilität ist gefragt.

Zwei der Zettel für die Wahl eines/einer Stapi (wie schreibt sich Stapi eigentlich in der weiblichen Form?) fallen auf und ab. Die offiziöse Wahlauforderung pro Theres Giger gleicht eher einer (missratenen) Todesanzeige, einem politischen Nachruf, mit derart viel Druckerfarbe wird die Arme umschwärzt. Geit's no? Das Flugblatt des Komitees «Josef Bossart als Berner Stapi» hingegen hätte den berühmten-berühmtesten Steckbrief-Plakaten im Wilden Westen seinerzeit zu Ehren gereicht. Gesucht, tot oder lebendig, 10 000 Dollar Belohnung. Lassen wir Josef Bossart leben.

Auf Sauglattismus macht die SP (Liste 16). Alle Kandidatinnen und Kandidaten zeigen auf ihrem Porträtfoto ihre Hände, garantiert in Unschuld gewaschen. Derweil Res Zysset, als Mitglied des Familiengartenvereins, seine Fingernägel versteckt, scheint Heinz Junker an selbigen zu knabbern. Fürsprecher Christoph Lerch, EWB-Mann Marcel Fankhauser und Kauffrau Olga Manuela Breda haben den Beruf verfehlt: Pfarrer/in, das wäre es gewesen, Amen. Edith Lörtscher leidet an Äckegschtabi, Irene Graf-Lerch an Zahnweh, Regula Mader und Cornelia Appetito an Haarausfall, während-

dem Peter Blaser wohl demnächst den Nuck nimmt. Dä wett, är hätt es Happy-Bett.

Die für mich mit Abstand originellste Kandidaten-Präsentation bietet die JA!, Liste 14, mit witzigen Zitaten von Claus Thaler, Elisabeth Kopp, Frank Sinatra und Tarzan. Aber, nicht begriffen habe ich, man wird alt, was die Abkürzung «i.A.» hinter der Berufsbezeichnung der wie eine Femme fatale dreinschauenden Barabara Dörig heissen könnte. Im Ausstand?

Ohne, dass Sie jetzt gleich in Assoziationen verfallen: Mit Abstand am meisten Leute kenne ich auf der Freien Liste 11, Junges Bern inklusive: Silvia Aepli (jetzt weiss ich sogar, wie Sie aussehen), Ueli-Bartley Brönnimann (Wann steigt das nächste Fest?), Lilo Lauterburg-Gygax (Gruss an Thys), Jürg Schiffer (Wir geben uns Mühe!) oder Franca Trechsel-Kinsbergen (Bis demnächst, in der anderen Sache!). Bei der Auto-Partei, Liste 15, hingegen «verkehre» ich mit niemandem, aber das soll, bitte schön, kein Werturteil sein. Das mag daran liegen, dass ich ein miserabler Autofahrer bin, ehrlich.

Gopfridstutz! Schade, hat mein Favorit für den Posten des Berner Stadtpräsidenten, Alexander Tschäppät, vergessen, sein Wahlempfehlungsschreiben beizulegen. Xändu muss sich seines Wahlsieges sehr sicher sein. Na ja, zu gönnen wäre es ihm jedenfalls. Der Stadt Bern auch.

Für die Gattin: Autopolitur als Faltencreme

All jenen, die sich, völlig zu Recht, darüber aufregen, dass auf dem Kanal des Schweizer Fernsehens um ca. 19.50 Uhr zwischen zwei bildenden Werbeblöcken «Umsverworgen» noch die doofe Meteo hineingezwängt werden muss, sei «Amazing Discoveries» auf Eurosport morgens zwischen 04.00 und 06.00 Uhr empfohlen. Ohne lästige Unterbrechungen laufen hier halbstündige Werbespots für ein und dasselbe Produkt – für Fitnessgeräte, Autopolitur, Fleischmesser, Antifaltencreme, Fischköder, Küchenmaschinen oder Spezialpinsel.

Ärger und Verdross mit spröden, splittenden, entzündeten oder runtergeknabberten Fingernägeln? Schluss damit! Die Nagelpflegeserie **Nature Glow** (55 Franken oder 550 000 polnische Zloty) pflegt, schützt, stärkt, versiegelt, verschönert, kräftigt und härtet Ihre Fingerspitzen, fördert das Wachstum. Jede Menge begeisterter **Nature Glow**-Kundinnen – in der deutschen Synchronfassung wie Minnie Mouse mit schwerer Bronchitis daherquitschend – machen die Nagelprobe. Wow! Auch der ins Studio bemühte Fachmann, Marc, der (Originalzitat) «beste Maskenbildner, den es gibt», bestätigt es, obwohl der holde Jüngling mit lockigem Haar eher danach aussieht, als hätte er das Zeug kurz zuvor verschluckt.

Das rostfreie **Miracle Blade**-Küchenmesser aus Edelstahl (für 115 Franken oder 875 000 Zloty mit zwei praktischen Plastikentsaftern, Garnierset, Filetirmesser, vier Steak- und einem wunderbaren Schälmesser frei Haus geliefert) schneidet sich mühelos durch Tomaten, Brot, Tulpen, Finger, Stahlnägel, Sellerie, Baumrinde und vermutlich auch Autopneus – und das alles mit lebenslanger Qualitätsgarantie und 30 Tagen Rückgaberecht. Gar kein Zweifel: Auch Jack the Ripper hätte sich für **Miracle Blade** entschieden.

Color Code 2000 und **Auri** hingegen sind Autolackpfleger («hochentwickelte Polymere mit Teflonbestandteilen»), wie sie die Welt ausserhalb von «Amazing Discoveries» noch nie gesehen hat. Die rasenden Moderatoren liefern dem staunenden Studio- und TV-Publikum einen Beweis nach dem anderen; meistens mit uralten Autos, die mit einem weissen Längsstrich quer über die gesamte Karosserie zweigeteilt sind. Vorher, nachher. Zwischendurch wird auch mal ein nigelnagelneuer Porsche mit einem Sandstrahler behandelt und danach von **Color Code 2000** in den Originalzustand zurückversetzt, wenn nicht noch schöner. **Auri** schafft es sogar, eine Rolls-Royce-Motorhaube, auf welcher zuvor Farbe aufgesprayt, eine Brennfüssigkeit angezündet und im lodernden Feuer ein... Hamburger gegrillt wurde, wie fabriktneu aussehen zu lassen. Simsalabim. Prinz Charles müsste sich mal seinen Lack mit (Schl)**Auri** erneuern lassen, jener ist nämlich ab.

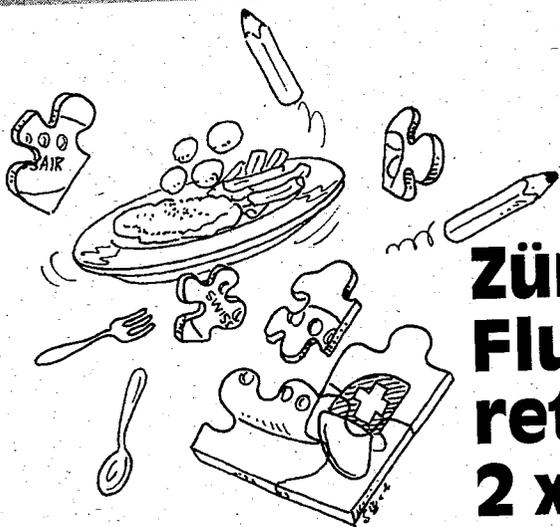
Ex-Olympiasieger und Ex-Zehnkämpfer Bruce Jenner ist Leithammel für **Super Step**, ein, wie er meint, «kleines Wunderwerk der Technik». Für nur 345 Franken (oder, falls Sie in Polen domiziliert sind, lausige 3 250 000 Zloty) können Sie, ohne dass Sie sich fortbewegen, «an Ort» Treppen steigen, so dass Sie (Aussage einer schätzungsweise 78jährigen Fitnessstudio-Inhaberin mit aerodynamischem Body) «von hinten knackig wie

mit 16 aussehen können». Mit **Super Step** eben. Den neun Kilogramm leichten Treppensteiger-Simulator können sie überallhin mitnehmen. Ins Büro, ins Flugzeug, ins Hotel, Sie können **Super Step** aktiv vor dem Fernseher benützen, während des Essens oder im Schlafzimmer. Merke: Kein Vollzug der ehelichen Pflicht schafft Sie so wie **Super Step**.

Der **Flying Lure**, ein genial konstruierter Fischköder, lässt selbst den Fischläien in Entzücken ausbrechen und spontan zum Telefonhörer greifen, nur damit man den **Flying Lure** sein eigen nennen und mitreden kann. Das schlaue Kerlchen schafft es nämlich (in der Werbung spielend), sich, einmal im Wasser untergetaucht, vorwärts zu bewegen. Vorbei die Zeiten, als sich faule Fische unter Felsvorsprüngen und Uferüberwachungen in Sicherheit wännen konnten. Der **Flying Lure** ist da! Fachleute drängen sich vor die TV-Kamera, überbieten sich mit Fachausdrücken, vermutlich Fischerlatein.

Ich verrate es Ihnen zum Schluss: Meine unbestrittene Lieblingsendung ist **Vikki LaMottas Gesichtsprogramm**. Die Namensgeberin der Schönheitslinie herself – irgendwo zwischen 45 und 75 Jahre alt, unmöglich zu schätzen – sitzt im Studio und strahlt und strahlt und strahlt (vor lauter Lifting kann sie gar nicht mehr anders). Um den Erfolg der 115 Franken teuren Pflegeserie mit Wonderlift B/25, Eye Contour Gel, Hydra Masque und Night Secret zu beweisen, wird Ladies aller Altersklassen das Gesicht mit einem Strich von oben nach unten halbiert. Vorher, nachher, wie bei den Auri-Ruinen. Wer weiss, vielleicht sind diese beiden Pflegelinien sogar untereinander kompatibel.





Zürich Flughafen retour: 2 x Fr. 34.50

Vor ungefähr zwei Jahrzehnten konnte ich den Flughafen Kloten, weil dort tätig, in- und auswendig, jeder Schleichweg (auch die verbotenen...) war intus. Mit diesem fundierten Wissen, verbunden mit den seinerzeit erworbenen Fachkenntnissen in Sachen Flugzeuge, verbrachte ich neulich zum ersten Mal seit vielen, vielen Jahren einen Samstag mit unseren Kindern in «Kloten» - um Frau und Mutter einen freien Samstag zu ermöglichen.

Wohlen-Zürich Flughafen retour, für uns drei zusammen nur gerade Fr. 34.50. Abfahrt 09.45 Uhr im Kinderspielwagen der SBB. Papa Bornhauser

ist nicht der einzige Reisende mit dieser Idee. Kind und Kegel drängt zur Zustiegetüre, steht sich mit Buggy, Kinderwagen, Mountainbike, Rollschuhen und Skateboard auf den Füssen rum. Während der Fahrt dann Friede, Freude, Eierkuchen. Klein-Manuela reisst die vorher von Michi befestigten Lego-Steine runter (Geplärr), Stefan strubbelt Stéphanie (Geplärr), Jonas reisst Tobias den Hörer beim «Gschichtli»-Telefon aus der Hand (Geplärr), Lukas fällt von der Rutschbahn (Geplärr) und Sohn Patrick bekommt keinen Kaugummi (Geplärr). Und-so-weiter-und-so-fort. So richtig erholsam. Der Kluge reist im Zuge.

Vor der Ankunft im Flughafen-Bahnhof sehen wir dann vom Zug aus das erste Flugzeug (im Steigflug). «Was isch das für nes Flugzüg?» will Claudia wissen. Patrick formuliert die gleiche Frage kürzer: «Flugzüg, das was?» «Das isch e swissair, alli Flugzüg mit emene Schwyzerchrüz si vo dr swiss-

air.» Die Kinder strahlen ob der väterlichen Kompetenz. Ich frage mich insgeheim bloss, was für ein Fabrikationstyp das sein könnte. Nach einer Coronado oder DC-8 sieht es nicht aus, eine DC-9 ist es nicht, und Nicoliers Space Shuttle hat sich mit Sicherheit nicht hierher verirrt (und, abgesehen davon, auch kein Schweizerkreuz am Leitwerk).

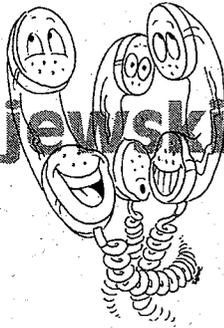
Auf der Zuschauerterrasse sind auch Berner Repräsentanten zu sehen: Luginbühls «Sisyphus» steht still (typisch für Bern), derweil ein riesiger Jumbo mit dem Berner Wappen gemächlich angedockt wird. Ob er nur des Wappens wegen so schwerfällig wirkt? Szenenwechsel: In den Staaten des ehemaligen Ostblocks ist der Lack ab, auch auf dem Flugmobil der tschechischen CSA. Wie wohl Bolzen, Nieten und Instrumente aussehen? «S'Flugzüg dört äne het o nes Schwyzerchrüz und isch kei Swissair», sagt Claudia aus heiterem Himmel, zeigt Richtung CTA und lässt die elterliche Autorität in sich zusammenkrachen. «Wieso weisch du das, du chasch doch gar nid läse?» – «Aber uf dämm Flugzüg hets weniger Buechscha-be.» Aha.

Auf dem Weg ins Selbstbedienungsrestaurant «Air Self» (ich weiss noch auswendig, wie man dorthin gelangt) rast Patrick durch ein Drehkreuz und erhält die nächste Stange prompt in den «Äcken» geschlagen (Geplärr). Minuten später stehen wir vor einer Wand, das «Air Self» hat sich in Luft aufgelöst. Marsch (fluchend) zum Hotelplan-Schalter im für Charter reservierten Terminal A – dort kenne ich Leute, die uns weiterhelfen können. Nun, erstens ist der Hotelplan-Schalter nicht mehr dort zu finden, zweitens starten im Terminal A keine Charters mehr, und drittens kenne ich zwei zufällig umherschwandernde Hotelplan-Hostessen nicht. Das Langzeitgedächtnis als Stolperstein.

Im Restaurant «Air Quick» solidarisiere ich mich mit der Jungbrut. Wir bestellen drei Kinderteller zu Fr.11.50. Ist ein Hit, echt. Zu Beginn erhalten wir drei Tischsets geschenkt, mit auszumalenden Flugis – samt Farbstiften. Der Tisch verwandelt sich in ein riesiges Zeichenpult. Dann kommen die Menüs, wie in einem Flugzeug auf einem Tablett und in drei Schälchen serviert. Schnitzel, Pommes frites und Karotten sind hervorragend gekocht. Papa isst ab Kinderteller mit. Abschluss des Mahls bildet eine Kugel Glace mit Rahm und Biscuits, sieht man von einem schönen Flugzeug-Puzzle ab und der Tatsache, dass man eine Postkarte auf Kosten des Hauses abschicken kann. Wenn die Schweizer Gastronomie und Hotellerie etwas lernen könnte, dann ob dieser Idee im «Air Quick». Chapeau.

Persönlicher Höhepunkt des Tages dann der Versuch, mit den Kindern dank Trick «12B» (Répertoire 1975) via Hintertüre «7B» in die für Normalbesucher verbotene Transithalle zu gelangen. Plötzlich steht ein Kantonspolizist vor uns: «Chan ich Ihne hälfe?» – I'm sorry, I'm afraid we got lost looking for the toilets», versuche ich mich rauszuwinden. Der Kapo hilft uns weiter. In perfektem Englisch. Noch in Hörweite fragt Claudia lautstark: «Was heit dir zäme gredt, dr Polizist und du?» Nichts wie weg.

Jerzy Grzkrnjewski



möchte eine Parkbusse

Jürg Hofer macht «sie» für Radio extra-BERN, ein gewisser Beat Neuenschwander hat «sie» seinerzeit für Radio Förderband produziert. «Sie», das sind die sogenannten Jux-Telefone, um mitverfolgen zu können, wie mehr oder weniger prominente Zeitgenossen auf ungewöhnliche Situationen reagieren. Amüsant und interessant sind nicht bloss die Ausstrahlungen, interessant sind vor allem jene Gespräche, deren Ausstrahlung untersagt – sprich, verboten – wird. Hier einige Kostproben von alias Beat Neuenschwander, der übrigens mit dem Schreibenden identisch ist.

«Mein Freund aus Warschau, Jerzy Grzkrnjewski, hat mit seinem Mietwagen unmittelbar hinter mir parkiert. Ich habe eine Busse erhalten, Jerzy nicht. Weshalb nicht? Wissen Sie, weil Jerzy Mitglied der Solidarnosc und solidarisch mit mir ist, möchte er jetzt

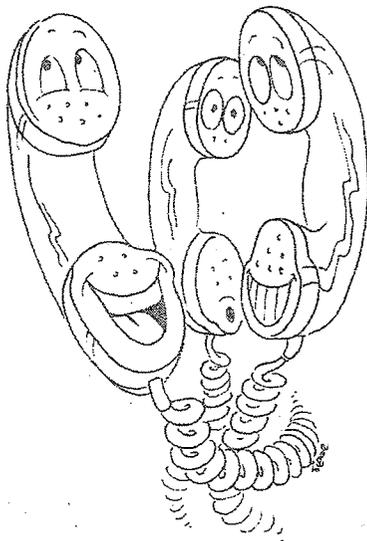
ebenfalls eine Busse für sein Fehlverhalten. Was muss er tun? Kann er bei Ihnen vorbeikommen?» Die Stadtpolitesse ist ratlos. Falls sein Wagen nicht verkehrsbehindernd dagestanden, aber als Mietwagen (mit dem «V» auf der Nummernplakette) klar erkennbar gewesen sei, drücke man bei Touristen oftmals beide Augen zu. «Zudem», so die vorerst freundliche Frau (spasseshalber?), «seien die Mietgebühren in der Schweiz für Autos derart hoch, dass eine Busse im Mietpreis fast drinliege». Soso. Als sich Beat Neuenschwander samt Telefon und verstecktem Tonband zu erkennen gibt, ist rassig fertig lustig, die spontane Ausdrucksweise der Impolitesse nicht einmal hier druckreif. Selbst betrunkene Damen aus dem «Horizontalen» pflegen vermutlich keinen derartigen Jargon. Mon Dieu. Vielleicht besser, wird den Hörerinnen und Hörern von Radio Förderband die Ausstrahlung vorenthalten.

«Ich heisse Beat Neuenschwander, bin 19 Jahre alt, und sollte nächstes Jahr in die Rekrutenschule, will aber nicht, weil ich einen Gewissenskonflikt habe. In den Knast möchte ich aber auch nicht. Weil Ihr Land die Fahne für Freiheit und Gerechtigkeit hochhält, möchte ich Sie fragen, ob es möglich

ist, bei Ihnen politisches Asyl zu erhalten?» bekommt erst einmal die überforderte Telefonistin einer amerikanischen Botschaft zu hören. Sie verbindet. Mit der Konsularabteilung, wobei ich zuerst beim Kultur-Attaché auf dem Tisch lande (vorausgesetzt, sein Telefon stehe auf dem Pult). Der langen, langen Rede kurzer Sinn: Bevor ich nach insgesamt 17 Minuten (!) vom Generalkonsul himself den Tip erhalte, «den UNO-Hochkommissar für das Flüchtlingswesen» (...) anzurufen, wird mir auf der Embassy zweimal der Hörer aufgehängt, worauf ich wieder von vorne bei der Telefonistin beginne («Hello, it's me again, Beat Neuenchwander»). Insgesamt spreche ich mit sieben Leuten, mit einigen sogar mehrmals. Auch hier: Das diplomatische «Njet» aus der Presseabteilung für eine Ausstrahlung am Radio ist definitiv.

«Marcus Aurelius ist mir zugelaufen.» – «Wer, bitte schön, ist Marcus Aurelius?» – «Das ist Ihr Hund.» – «Unmöglich, ich habe keinen Hund.» – «Klar, logisch, das Tier ist zur Zeit ja bei mir.» So fängt ein Gespräch mit einem Berner Mundart-Rocksänger an. Einem Sänger, der zusehends nervöser wird, als Beat Neuenchwander darauf besteht, einen... Bernhardiner vorbeizubringen, weil jener, ohne Hundemarke umherstreunend, angeblich ein Medaillon trägt mit der Inschrift: «Ich heisse Marcus Aurelius und gehöre...», eben dem in Frage stehenden Künstler. Vollends die Rockröhre verschlägt es dem Sänger, als er von Beat Neuenchwander für seinen Hit «Grüeni Banane» gewürdigt wird. «Das isch vom angere, vom Räber». Bei der Auflösung des Rätsels meint Dingsda nur ganz sec: «U itze? Isch das luschtig?» Ausstrahlen dürfen wir das Gespräch zwar, nicht aber für die erste der beiden Tonbandkassetten mit den lustigen Telefongesprächen verwenden.

«Einer meiner Klienten in Norddeutschland besitzt ein weltbekanntes Gestüt. Leider ist das hoffnungsvollste Springpferd extrem kurzsichtig; es läuft ständig auf die Hindernisse auf. Ich weiss, dass Sie die Kapazität auf dem Platz Bern sind. Können Sie uns Kontaktlinsen für das Pferd anfertigen?» heisst es bei einem stadtbekanntem Optiker. Der Mann weiss nicht, wie ihm geschieht. Als Beat Neuenchwander ihm dann noch vertraulichst sagt, der Gestütsbesitzer werde, sollte das Vorhaben gelingen, das Ross aus lauter Dankbarkeit auf den werbewirksamen Namen «Bern» taufen, und Stadtpräsident Werner Bircher würde deshalb gerne helfen, im Erlacherhof eigenhändig Test-Hindernisse aufzubauen, damit wir sofort sehen könnten, ob die diversen Kontaktlinsen-Typen taugen, da geht der Optiker ernsthaft auf die Anfrage ein. Gegen eine Ausstrahlung hat Herr Optiker spontan nichts. Erst zwei Tage später trifft ein Chargébrief des Optiker-Anwalts ein. Darin stellt er Forderungen, über die selbst das Pferd wiehern muss.





Der verlegene Bodenbelag

Im «Verlaufe» der vorangegangenen ungefähr vier Dutzend Realsatiren ist der Schreiber oftmals angefragt worden, weshalb er denn nie seine eigene Arbeitgeberin durch den Kakao ziehe: «Ist die Migros Bern derart perfekt, dass es keine Anekdoten zu veröffentlichen gäbe?» Nein, das ist sie nicht (aber fast). Wie dem auch sei. Hier eine Leidensgeschichte in eigener Sache.

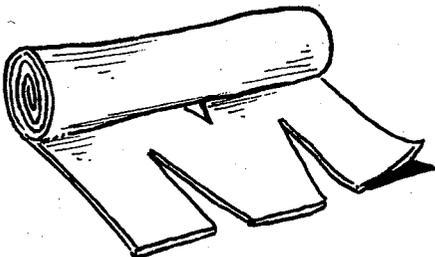
Nicht zuletzt unsere wilde Jungbrut muss daran schuld sein, dass mein Schwiegervater die Bodenbeläge in Badezimmer und Küche auswechseln lassen musste. Also begab sich Golla, wie Grossvater von Enkelin Claudia seit jeher geheimnisvoll genannt wird, ins Hobbyzentrum Wankdorf. An einem Samstagnachmittag. Ausgerechnet.

Relativ rasch weiss der ungenannt sein wollende Golla, mit bürgerlichem Namen Werner Stutz, was er will (so ist er). An besagtem Tag jedoch kommt noch kein formaljuristischer Kaufvertrag zustande, weil der teppichverlegende Kundenservice samstags nicht arbeitet und somit auch kein Termin für das Verkleben der ausgewählten Bodenbeläge abgemacht werden kann. Zu dumm. «Am besten, Sie kommen nächste Woche nochmals vorbei, dann können Sie einen Termin und alles Weitere abmachen», lautet der aufmunternde Rat des M-Mitarbeiters. Der gutmütige Grossvater tut, wie verlangt.

Am darauffolgenden Dienstag ist ein anderer Mitarbeiter zuständig. Die bilateralen Verhandlungen beginnen bei Null. Als dieses Mal alles klar scheint, da will Golla das Vertragswerk ratifizieren und bezahlen. Im voraus, wie es sich für tüüf und gesund schlafende Schweizer gehört. «Nicht nötig, die Rechnung erhalten Sie nach getaner Arbeit», heisst es zukommenderweise. Golla erhält dann aber weder Auftragsbestätigung noch exakten Verlegungstermin. Weil

im Aussendienst tätig und telefonisch nur schwer erreichbar, hinterlässt er unsere Telefonnummer, um den Termin mitgeteilt zu erhalten – vergisst allerdings, uns über den Sachverhalt zu informieren. (Der geneigte Leser ahnt, was jetzt passieren muss – und auch, keine Angst, passieren wird.)

Am Samstagnachmittag (!!) läutet bei Bornhausers das Telefon; was an sich kein nennenswertes Ereignis wäre, würden da nicht ein nur gebrochen Deutsch sprechender Mitarbeiter des Hobbyzentrums Wankdorf und der (ahnungslose) Presse(ver)sprecher der Migros Bern aneinander vorbeireden. «Err Stutz vorbeikommen und zuerst bezahlen Teppich, dann erst Lieferung, Sie das sagen Err Stutz!» Sofort vermute ich, dass mich, weil ich selber, als alias Beat Neuenschwander, Juxtelefone für Radio Förderband gemacht habe, jemand gehörig verschaukeln will. «Aha, soso, jaja, und wofür soll Err Stutz wieviel bezahlen?» – «Tausendsiebenhundertzwanzig für Teppich.» – «1720??» – «Nix gut, Tausendzweihundertsiebzig.» – «1270??». Keine Ahnung, worum es geht, aber zum Schluss unseres Gespräches geht es noch um zu begleichende Fr. 172.–. Ich wusste gar nicht, dass die Migros derart mit sich feilschen lässt. Mit einem herzlichen «Gutt, ich ausrichten Err Stutz, dass kommen bezahlen sofort Teppich», verabschiedete ich mich.



Golla kommt an diesem Tag sowieso zu Besuch. In einem ruhigen Moment ziehe ich ihn zur Seite und frage ihn, was er in «meiner» Migros für ein Puff veranstaltet. Als ich ihm die Story erzähle, da schlägt er ungläubig seine Hände über dem Kopf zusammen: «Das darf doch nicht wahr sein!» Und genau mit diesen Worten als Ouvertüre marschierte ich am Montagmorgen zum Nonfood- und Kundenserviceboss Ernst Aemisegger, jener schnurstracks zu Verkaufschef Christian Gurtner und dieser zu mir. Kopfschütteln allenthalben. Nobody is perfect – aber schliesslich sind wir ja keine Nobodies. Kurz: Wir beschliessen, dem grausamen Treiben ein Ende zu setzen.

Golla erhält umgehendst einen Anruf, damit vorgetragene Entschuldigungen und einen Termin für das Verlegen genannt. Nur einen Tag später klingelt das Telefon zur Abwechslung bei Bornhausers. Die von Werner Stutz reservierten Bodenbeläge seien ganz offensichtlich, im wahrsten Sinne des Wortes, leider verlegt worden (jedenfalls spurlos verschwunden), heisst es verlegen, ein ähnlicher Ersatz nicht vorhanden, und mit dem Verlegen werde es vorläufig wieder nichts.

Der Schrecken hatte dann, irgendwann einmal, dies für Statistiker, doch noch ein Happy-End und Gollas Badezimmer und Küche neue Beläge. Nun überlegt sich mein Schwiegervater, bei wem er für den neuen Spannteppich im Schlafzimmer vorstellig werden soll.



Technischer K.O.

Der liebe Gott gibt den Menschen die individuellsten Fähigkeiten und Begabungen mit auf ihren Lebensweg. Da gibt es begnadete Fussballspieler (nicht unbedingt in der Schweiz), überzeugend wirkende Staatsmänner (nicht unbedingt in der Schweiz), Showmaster, die den Namen auch verdienen (nicht unbedingt in der Schweiz), oder Politiker, die sogar wissen, was ihr Lieblingsschlagwort, «ganzheitlich», in Tat und Wahrheit auch bedeutet. Auch technisch Versierte soll es, dem Vernehmen nach, geben.

Rasenmähen bei Bo's. Ich wundere und ärgere mich, dass sozusagen alles geschnittene Gras liegenbleibt und nicht aufgefangen wird. «Da werde ich wohl im nachhinein von Hand mit dem Rechen zusammenwischen müssen», geht es mir durch den Kopf. Henusode, gschei nüt Schlimmers, unsere Rasenfläche ist ja eh klein, mächt nüt. Plötzlich kommt der (damals) 2jährige Patrick – er kann noch nicht sprechen, bloss mit «Hö, hö, hö» auf sich aufmerksam machen – dahergerannt, mit dem Grasauffangkorb in der Hand: «Hö, hö, hö».



Unterwegs mit einem Geschäftswagen. Weil eine grössere Strecke bevorsteht, will ich frühmorgens nachtanken. Sicher ist sicher. Blick auf die An-

zeige – halbvoll. Zwanzig Franken in den Benzinautomaten – der Tank fasst meines Wissens 60 Liter – und hopp dr Bäse. Drei Liter, vier Liter, fünf Liter, 5,6 Liter, aus, fertig, randvoll. Das kommt davon, wenn man den Benzinstand an der Temperaturanzeige ablesen will. Der nächste Kunde wird die Geste hoffentlich zu schätzen gewusst haben.



Als Mitorganisator einer Tombola erhalte ich 4 oder 5 Preise einer bekannten Computerfirma – in Form von werbewirksam angeschriebenen Kunststoff-Unterlagen, ähnlich jener, auf welcher meine Underwood-Schreibmaschine, Baujahr 1926, seit Jahrzehnten steht. «Schön schäbige Cheibe», denke ich, «söttig alte Plunder go schicke.» Erst als ich meinen Frust einem Nachbarn kundtue, erfolgt die Aufklärung durch den 9jährigen Buben des Hauses, in Form der Bemerkung, dass fortschrittliche Zeitgenossen die praktischen Schaumgummimatten im Miniformat als Unterlage für das einwandfreie Funktionieren ihrer PC-Maus verwenden. Bahnhof.



Zugegeben, nicht alles, was ich zu Papier bringe, passiert mit der besagten Underwood. Ich schreibe ebenfalls auf einer günstigst (da einfachst) Elek-

trischen, weil das Ding das Unentbehrlichste aufweist, was für meine Schreibkünste von Nöten ist: die Korrekturtaste. Vor einigen Wochen musste die Maschine jedoch zur Reparatur, weil besagte Korrekturtaste ihren Dienst versagte. Zwei Tage später wurde die Patientin bereits aus der Behandlung entlassen, geheilt. Diagnose: Korrekturband falsch eingelegt.



Patrick ist vor uns ins Auto gehuscht, hat es sich, grossartig, auf dem Fahrersitz bequem gemacht und tut als ob. Papa macht ihm klar, dass sein Platz auf dem Rücksitz ist, angeschnallt. Gesagt, getan (was wiederum nicht selbstverständlich ist). Kurz nach der Wegfahrt schalte ich, von Berufes wegen News-süchtig, den Radio ein, um Nachrichten zu hören. Welche Taste ich auch drücke – immer ist die gleiche Musik zu hören. «Pädi! Was hesch wider gmacht, mit em Radio?» Fluchen. 17.00 Uhr, 17.01 Uhr, Zeit und Nachrichten laufen davon. Und bei uns noch immer eine Art Schicksalsmelodie. «Heilanddonner! Pädi!» wettete ich mit bösem Blick nach hinten, vor einem Rotlicht stehend. 17.02 Uhr. «Papa, es isch grünen, chasch fahre», meint Claudia ganz sec. Ich fahre – aus der Haut. Süffisant drückt meine mich liebende Gattin um 17.03 Uhr die «Eject»-Taste des Tonbands. Alles im Butter. «Soweit zu den Nachrichten auf Radio Förderband, hier noch eine Verkehrsmeldung.»

«Sorry, ain't got no money . . .»

Was tun, wenn man bei einem Rendezvous den Termin verpasst? Oder sich herausstellt, dass die Geliebte eine Schulbekannte der eigenen Ehefrau ist? Da ist es nach einem feinen Essen vergleichsweise einfach zu sagen, man habe leider sein Geld vergessen, wie der Amerikaner in unserer heutigen Story.

Man muss überhaupt keine «Dr. Jekyll & Mr. Hyde»-Erscheinung sein, um sich in beiden Stockwerken des «Swiss Chalet» bzw. «dr Glogge» in Bern gleichermassen wohl zu fühlen. Wenn ich heute dort anzutreffen bin, dann im ersten Stock, fehlender Intellekt hin oder her, aber letzterer ist ohnehin Ansichtssache. Einmal jedoch, da sassen wir zu zweit unten im «Swiss Chalet». Zusammen mit einem Bekannten wollte ich live miterleben, was so passiert, wenn zwei Gäste, einer davon als «Ami» getarnt, nach einer ausgiebigen Schlemmerei nicht bezahlen können. Wird Haftbefehl erlassen? Heisst es «Ab in die Küche!»? Zwar spreche ich weiss Gott kein Oxford-English («Good evening, ladies and gentlemen», leicht nasal), wohl aber Amerikanisch («Hi folks!», kaugummikauend). Und mit einer Mickey Mouse-Mütze (MMM), dem lacostigen Krokodil auf Herzhöhe sowie der «Newsweek» in der Hand, da könnte man durchaus meinen, Borni sei eher Amerikaner als Berner, aber das ist sowieso ein anderes Kapitel.



Im «Swiss Chalet» moderiert Kollega Silvio Francioni durch den Abend, übernimmt freundlicherweise die Übersetzungsarbeit zwischen der charmanten Serviererin und mir, erklärt die Spezialitäten auf der Speisekarte («What's that, Berner Rösti?») und entschuldigt sich, peinlichst berührt, für meine Eigenart, sozusagen alle Speisen mit Ketchup aufzuwerten. Machen wir es beim Unwesentlichen des Abends kurz (Bündnerteller, Salat, Hohrückenfilets an einer Pfeffersauce, Beaujolais, Tiramisu und Kafi Fertig waren hervorragend) und beschränken wir uns auf das Wesentliche: «Frolein, chöi mer d'Rächnig ha?» «Frolein» kommt und will Dreistelliges von uns. Ein kurzer Wortwechsel auf englisch, danach betretenes Schweigen. Silvio F. gibt der armen, ahnungslosen Serviererin zu verstehen, dass jeder von uns beiden gedacht hätte, der andere würde einladen. Und nun hätten wir «suuber und glatt» kein Geld. Ich versuche, zumindest meinen guten Willen zu beweisen und suche zwei verwaschene Dollar-Noten hervor sowie ein Streichholz-Briefchen aus dem «Caesars Palace» Las Vegas. Bloss hilft das jetzt auch nicht weiter. Holy shit.

Die herbeigerufene Chefin erscheint mit tiefen Sorgenfurchen im Gesicht. Unsere Idee, den Rest des Abends abwaschend in der Küche zu verbringen, wird abgelehnt. Schliesslich erklärt sie sich, schlechten Erfahrungen zum Trotz, bereit, uns gegen Vorlegen eines Ausweises eine Rechnung zu schicken. Selbstverständlich haben wir weder Ausweis noch Pfandgegenstände, sogar meine Made in Taiwan-«Rolex» habe ich vorsichtshalber zu Hause gelassen. Letztinstanzlich wird der Chef befragt. Es bleibt dabei: Fatura. Weil wir die Story aber jetzt und heute zu Ende spielen wollen, benimmt sich Silvio beim Aufschreiben seiner vermeintlichen

Adresse derart ungeschickt, dass die Chefin geradezu misstrauisch werden muss. Bei der darauffolgenden, sehr diskret vorgenommenen Überprüfung unserer Koordinaten kommt sie uns deshalb easy auf die Schliche. Trotz grenzenloser Enttäuschung über unsere absichtliche Mogelei – «Dir heit mi brandschwarz agloge!» – erklärt sie sich bereit, einen von uns beiden aus dem «Swiss Chalet» gehen zu lassen, um Geld bei einem Kollegen aufzutreiben. Silvio verduftet augenzwinkernd...

Ich bleibe, die «Newsweek» lesend, quasi als lebendes Pfand zurück. Spontan wie wir Amerikaner sind, bestelle ich bei der noch immer sehr freundlichen Serviererin «a coffee» – und erhalte ihn umgehend. Dann, Panik. Plötzlich betritt ein Freund das Lokal. Ich verstecke mein Gesicht hinter der Hand und neige den Kopf noch tiefer in Richtung «Newsweek». Unschwer auszudenken, was passieren dürfte, wenn er mich sehen und mir mit «Tschou, was machsch de du da, mit dere blöde Micky-Mus-Chappé?» auf die Schultern klopfen würde. Nichts dergleichen, lucky me.

Zehn Minuten vergehen, fünfzehn. Nach deren zwanzig frage ich mich ernsthaft, ob Francioni zwischenzeitlich einen Pakt mit der Wirtin abgeschlossen hat, um mich im eigenen Saft schmoren zu sehen. Nach sage und schreibe einer halben Stunde taucht er wieder auf, nachdem er «unterwegs noch jemanden getroffen und mit ihm ein Bier getrunken hat». Mit zwei Hunderternoten bezahlen wir die Rechnung. Übrigens: Mit zwei Hunderternoten, die wir von Anbeginn dabei hatten.

BEKB: Bankrat tritt zurück!

Ein äusserst delikates Unterfangen, das da, hier und heute, gewiss. Ein Tabu-Thema vielleicht, aber von überdurchschnittlichem Informationswert. Und schliesslich: Weshalb sollen Realsatiren nicht auch einen Nutzen haben? Konkret geht es um das «stille Örtchen», welches von vielen Zeitgenossen als das Lesezimmer schlechthin benützt wird.



«Sag mir, was du liest, und ich sage dir, wer du bist.» Dieses Zitat trifft auch auf Ihre Klo-Lektüre zu. Wer auf sich hält, legt den «Panda», das offizielle WWF-Organ, das «Du» oder den «Max» auf. Möchtegerne lassen die «Herald Tribune» oder den «Wall Street Journal» (die sie extra für diesen Zweck erworben haben) liegen; ewige 68er das «Pardon», die «Prawda» oder das «Jasmin» (mit, Sie erinnern sich, verschlossenem Sex-Innenteil). Bei uns im Geschäft liegt täglich ab ungefähr 08.30 Uhr auf der äussersten Toilette rechts der «Blick» auf, die Empfängeradresse immer fein säuberlich weggerissen; dabei weiss eh jeder, wem die Zeitung gehört.

Es gibt, geneigte Sitzungsteilnehmer wissen das, bestimmte Spielregeln, die es in Sachen Klo-Lektüre zu beachten gilt. Dazu gehört unter anderem auch, dass man, geschäftlich, den Tatort konsequent ohne Personensuchanlage oder Natel aufsucht und, privat, den Telefonhörer neben das Gehäuse legt oder den Anrufbeantworter einschaltet, damit man ungestört zur Sache kommen kann.

Ein passionierter Klo-Leser verzichtet unter gar keinen Umständen auf eine Lektüre, notfalls klemmt er sich das lokale Telefonbuch oder die Dingsda unter den Arm, aber lassen wir letzteres, weil ich nicht wegen Gotteslästerung dasitzen will. Also, in Sachen Telefonbuch: Damit kann man sich echt weiterbilden (wenn man bloss will), indem man nach der Sitzung die Eintragungen hinterfragt. Was genau tut beispielsweise die *S.E.T., die Swiss Embryo Transfer* in Meikirch? Was bedeutet die Abkürzung *IMBDK* bei Rose-Marie Frei zu Bern? Kann sich das Fürstentum wirklich eine *Ambassade du Liechtenstein* in der Bundesstadt leisten? Wie wird man *Hutmodellschreiber*, wie Paul Gerber, Ittigen? Leute, die einen «Stop! Keine Werbung!»-Hinweis auf ihrem Briefkasten

kleben haben, wissen überhaupt nicht, was ihnen alles entgeht. Werbesendungen sind *die Klo-Lektüre par excellence*. Hier – wo denn sonst? – hat man Zeit und Musse, Sonderangebote miteinander zu vergleichen. Hier kann man die Versandkataloge endlich einmal in Ruhe studieren (Wie wäre es wieder einmal mit einem reizenden Dessous für die eigene Gattin?). Hier, in trauter Zweisamkeit mit der weissen Emailschüssel, lassen sich auch die amtlichen Gemeindepapieren mit jener Sorgfalt durchlesen, die sie auch verdienen.

Auf dem WC lassen sich News aber nicht bloss lesen. Aufmerksame Leser hören mit Argus-Ohren zu, was rundherum gesprochen und geflüstert wird. Das hat auch seine Kehrseite. Besonders hinterhältig ist es, Leser von ihrer Tätigkeit abzulenken und gezielt verbale WC-Enten zu verbreiten. Das geht so: Sobald der als Plappermaul bekannte Herr H. aufs Klo stürmt, macht man sich zu zweit auf den Weg zum Pissoir und beginnt, einmal dort in Position, sich in respektabler Lautstärke – aber, psst, unter vertraulichem Titel! – Unwahrheiten zu erzählen. Der Erfolg derartiger Aktionen ist gewaltig. *There's no business like klo business. A ce sujet: Schon gehört, dass der Bankrat der Berner Kantonalbank endlich Anstand beweisen und, von sich aus, in corpore zurücktreten will?*

Übrigens: Falls Sie mal keine lesenswerte Lektüre mit auf Ihren Weg finden: Diese Realsatire tut es auch. *Can't beat the feeling.*

Der Frauentraum: Michelangelos Thomas

Es war eine Jahrhundert-Wette; herausfordernd, reizvoll und faszinierend. Michaël Feuz, «Berner Bär»-Chefredaktor, hatte kühn eben mal die Behauptung aufgestellt, ich würde es nie und nimmer schaffen, in vier Wochen gleichzeitig derart viel an Gewicht abzunehmen und an Muskeln zuzulegen, damit ich am 2. November, in Reih und Glied mit den Men of Hollywood, auf der Bühne des Kursaals stehen könnte. Hat der Mann eine Ahnung! Man sollte mich nie unterschätzen.

Sylvester Stallone, neben dem ich kürzlich in der Concorde New York – Paris zufälligerweise zu sitzen die Ehre hatte, hielt Wort. «Hör mal», rief ich ihn unter seiner privaten Geheimnummer an, «du hast damals, im Flugzeug, doch gesagt, ich dürfe dich jederzeit anrufen. Es geht um eine Wette, die ich unbedingt gewinnen will, koste es, was es wolle. Kannst du mir sagen, was ich tun muss, damit ich, muskelmässig, innert kürzester Zeit wie du aussehe?» Seine Tips sollten ausschlaggebend für meine Metamorphose sein. Auf John Rambo war eben schon immer Verlass.

«Itz, itz isch nümm guet mit em Papa», heisst es kopfschüttelnd, als ich zu Hause mit «Sport Revue», «Men's Exercise», «Body» und «Joe Weiders FLEX», alles Fachliteratur für erfolgrei-

che Körperbauer, unter dem Arm einlaufe und zum Studium selbiger direkt ins Arbeitszimmer verschwinde. Drei Bausteine «builden» das Fundament für den zu bildenden Body: eiweisshaltige Konzentrate und Aminosäuren, ein gezieltes Krafttraining und natürlich Köstlichkeiten, über die man in der Szene nur hinter vorgehaltener Hand spricht, wie Stanazolol und Clenbuterol. Mens sana in corpore sano.

Zuerst wird mein Heimbüro vorübergehend zweckentfremdet und Platz geschaffen für die telefonisch angeforderten Fitnessanlagen (inkl. Hyperextensions-Bank, Radergometer, Multizugstation und Gewichthebersatz). Danach gilt es, ausgewogene und sich ergänzende Kraftnahrung für die nächsten vier Wochen zu ordern: 3 x 250 Tabletten «Mega-BCAA» (Steroidersatz mit Mehrfachwirkung und Vitamin B6), vier Kilogramm «Muscle-Max», drei Maxi-Dosen «Crash Weight Gain» (Aromen Bananen, Haselnuss und Erdbeer), bei welchem sich Fettgewebe anscheinend in Muskelfleisch verwandelt, und eine Kürpackung Trinkampullen «Dynamic Amino-Mix-Forte». Auf der Suche nach einem zuverlässigen Chemiker telefoniere ich abschliessend mit Thomas S., dem Ex-Trainer der Ex-Sprinterin der Ex-DDR, Katrin K. «K.» steht für Kälbermast.

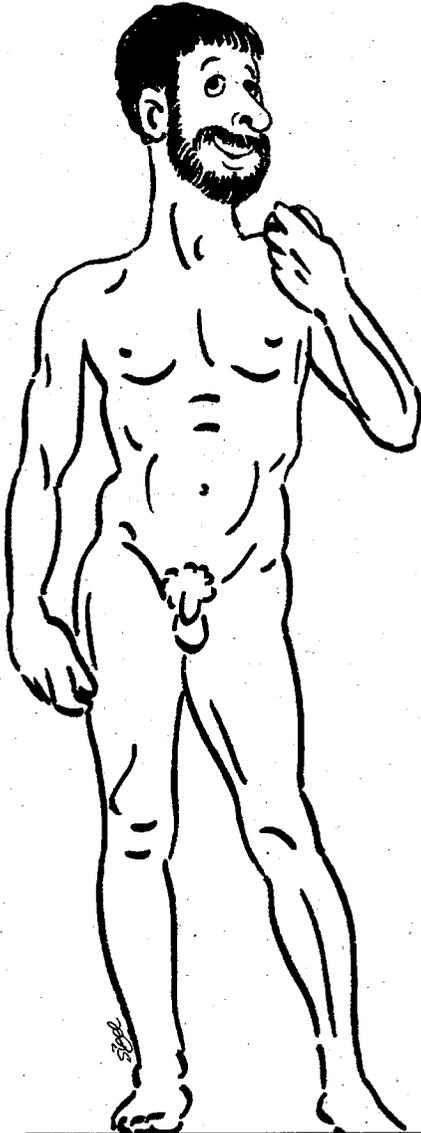
Das seriöse Antranieren von ansehnlichen Biceps femoris und Semitendinosus (beide in unmittelbarer Nähe des Phudis), Rectus femoris, Vastus lateralis und Glutens maximus stellt den gewohnten Tagesrhythmus auf

den Kopf. Es ist nämlich echt nicht jedermanns Sache, ganze vier Wochen lang zum Beispiel regelmässig acht hartgekochte Eier, zwei saftige T-Bone-Steaks und einen grossen Salatteller zum Zmorge zu essen; zusätzlich zu den Aus-, Ab- und Aufbaupräparaten. Auf dem Weg ins Büro pressen dann die Hände eine Kraftfeder zusammen, eine ebensolche befindet sich auch zwischen den Knien. Zusammendrücken, entspannen; sechs, sieben, acht. Zum Znüni Rollmops und rohe Crevetten als Proteinlieferanten. Und-so-weiter-und-so-fort. Die gesamten vier Wochen sind einem einzigen Ziel untergeordnet: dem Auftritt am 2. November in der Adonis-Show.

Abends trainiere ich die Muskeln bis zum absoluten Geht-nicht-mehr. Eigentliches Pièce de résistance ist jedoch immer der Einwurf des letzten Steaks und der letzten vier Eier als Bettmümpfeli. Was für eine Überwindung! Zum Glück helfen Betablocker über das Schlimmste hinweg. Aber die Beharrlichkeit lohnt sich! Bereits bei Halbzeit, nach zwei Wochen schon, liegt der Hemdenstoff auffallend straff um den Bizeps, die Oberschenkel passen kaum mehr in die Jeans, derweil die fettigen Schwabbelgürtel um die Hüfte sozusagen verschwunden sind. Anabole Steroide und Choriongonadotropin sei Dank. Die einsetzende Impotenz wird nur vorübergehend, das bisschen Haar ausfall nur Zufall sein. Details.

Meine Damen, es sei heute schon, fünf Tage vor der Adonis-Show, verraten: Freuen Sie sich. Freuen Sie sich! Hätte ich zu Zeiten Michelangelos gelebt, David würde heute Thomas heissen. The Men of Hollywood werden am Montag vor Neid erblassen. Mein Markenzeichen, meine Abkürzung «Bo» ©, werde ich auf «Beau» © ändern müssen, Thomas künftig als «Thomas!» schreiben. Gar keine Frage.

Da! Der Wecker. Digitale 05.16. Wie jeden Morgen. Aufstehen Borni, hopp. Aus der Traum.





US-Wahlen 1992: Play it again, Sam



«The Counselor for Public Affairs and the Staff of the United States Information Service Embassy of the United States, Bern» luden letzte Woche zu einer grossen Wahlnacht-Party. Beginn am Dienstag um 21.00 Uhr; Schluss um «????» (so stand es auf der Einladung).



Obligatorisch angemeldet hat sich Michael Feuz, «Berner Bär»-Chefredaktor, mit vier Gästen. Weil Mike mit zwei Gästen kurzfristig verhindert ist, gehen Matthias Mast und ich allein zu zweit. Den ersten Security check am Eingang zur US-Botschaft («Sprechen Sie deutsch?») bestehen Mätty und Thömu mit Bravour – «Iu, sogar Bärndütsch». Outstanding, und schon stehen wir drinnen. Auf der obligaten Gästekontrolliste sind weder Feuz noch seine vier Gäste registriert. «Macht

nichts, wie heissen Sie?» will Info-Frau Janet E. Hall wissen. «Mast und Gast» – «Mast und Gast?» – «Yes, Mast and Gast.» Reimt sich sogar.

Im «Durchhalte-Saal» – erste Teilergebnisse sind erst lange nach Mitternacht zu erwarten – sind ausschliesslich Bush/Quayle-Kleber zu sehen. Offenbar haben jedoch die doch eher zweifelhaften Wiederwahl-Chancen des präsidentialen Duos Herrn und Frau Ambassador Gildenhorn trotzdem kräftig verwirrt. Mrs. Gildenhorn, ehrlich, eine reizende Amerikanerin, trägt vermutlich die Admiralschossen ihres Gatten (dunkelblau mit güldenen Seitenstreifen), derweil jener – mit rot-grüner Krawatte bereits in Anlehnung an die nächste Stadtberner Regierung, die er selber kaum mehr erleben dürfte – am originellen Snackbuffet u.a. Broccoli auffahren lässt. Herr Bush scheut Broccoli wie der Teufel das Weihwasser oder Graf Dracula den Knoblauch.

Unglaublich, aber wahr. Berner VIPs oder Promis sind Fehlanzeige. Kein Werner, kein Walter, keine Liselotte, no Hans, no Marc-Roland, kein François, kein Dällenbach Kari, keine Theres, no Klaus. Wir vermuten im anwesenden Panzer-Leutnant in Uniform den einzigen offiziellen Vertreter der Eidgenossenschaft. Von ihm hören wir, dass die künftige Generalität auf der Suche nach einem Arbeitgeber ist, der ihm die «ZS» ermöglicht. Dass man an der «ZS», der Zugschule, derart Freude haben kann.

Vor lauter Election Day bemerken die Amis überhaupt nicht, welcher Gefahr sie im eigenen Haus ausgesetzt sind. Durch Zufall entdecke ich im Keller der Liegenschaft einen voll ausgebauten Fitnessraum, eine Folterkammer. Darin übt sich ein kleiner Arnold Schwarzenegger im Hanteldrücken – im CCCP-Leibchen!!! Glauben Sie mir: CCCP steht nicht für «Coucouroucou Paloma».

Ich bewundere Diplomaten. Ihr Leben auf Parties ist, weiss Gott, kein Honiglecken. Tausende von echt wichtigen Leuten, aber auch von -tuern, deren Namen man im Laufe der Jahre speichern sollte. Geht nicht, und deshalb bleibt man höflich und gastfreundlich, selbst wenn man jemanden gar nicht kennt, aber so tut als ob. Frau Gildenhorn ist keine Ausnahme. Überschwenglich begrüsse ich sie, gebe ihr zu verstehen, dass es eine Freude ist, sie wiederzusehen. Nur für einen ganz kurzen Augenblick stutzt sie. «Wir haben uns bei der Swatch-Party von Niklaus Hayek in Zermatt getroffen. Sie sassen neben Jean-Pascal Delamuraz, ich hinter Ihnen», helfe ich nach. «Stimmt, ja! War das nicht ein tolles Fest? Ich freue mich, dass Sie heute abend hier sind, freue mich, Sie wiederzusehen. Danke, dass Sie Zeit gefunden haben, unserer Einladung zu folgen.»

Zum Glück lese ich die Gesellschaftsrubriken der Zeitungen. Ich war nämlich noch nie in Zermatt.

Terroristen-Überfall aufs Shoppyländ



Weil die meisten Leserinnen und Leser «es» ohnehin wissen, verrate ich kein Geschäftsgeheimnis, wenn Sie hiernüt offiziös wissen, dass ich bei der Migros Bern arbeite. Unter anderem als Pressesprecher, wobei sich wichtige Berufskollegen als «Medienreferenten», noch viel wichtigere Exemplare dieser Spezies als «Leiter Direktionsbereich Unternehmenskommunikation» zu bezeichnen pflegen. Wie dem auch sei: Wir alle kommen manchmal ganz schön ins Schwimmen, wenn sich Ausserordentliches abspielt.

Grössenordnung 11.00 Uhr meldet sich täglich mein Magen zu Wort. Je nach Gewichtsstand marschiere ich dann jeweils entweder zu den Kollegen der Kolonialwaren-Abteilung, die immer Kalorienträchtiges naschbereit haben, oder aber, der Vernunft folgend, in Richtung «Früchte & Gemüse». Dort, bei Beat Wittwer & Co., beginnt auch unsere heutige Realsatire. Gerade als ich dabei bin, unbeschwert, weil ohne Paradontose, in eine harte Birne zu beissen, kommt unser Boss dahergerannt, ruft mir zu «Chömed Sie sofort!», dreht sich um, rennt in Richtung seines Büros da-

von, den Presseversprecher im Sog. An der Fensterfront zum Shoppyländ-Parkplatz sehen wir, dass sich vor dem Eingang zum Einkaufszentrum Ungeheuerliches abspielt. Zwei grosse Mercedes stehen mit offenen Türen (verbotenerweise) auf dem Fussgängerstreifen, ringsherum 7 oder 8 jüngere Männer mit Funkgeräten ausgerüstet und mit Pistolen bis auf die Zähne bewaffnet. Hektik, da läuft was ab. Weil mein Chef und ich unsere Arbeitsplätze just oberhalb des Vordachs zum Shoppyländ-Eingang haben, sehen wir nicht, ob ein Geldtransporter unmittelbar vor dem Eingang zur Filiale des Bankvereins steht. Noch während des Überfalls rufe ich Nummer 117 an und ... warte eine halbe Ewigkeit (unverzeihlicherweise vergesse ich jedoch, den Überfall mit einer Polaroid-Kamera zu verewigen, damit «Blick» eine exklusive Leserfoto hat). Als sich der Polizei-Notruf meldet, bekommt der Mann den Überfall live beschrieben. Plötzlich der Blick nach oben, die Männer haben mich vermutlich entdeckt, denn schlagartig wird der Überfall abgebrochen. Die Terroristen steigen in ihre beiden Fluchtautos und fahren davon – auch das kann die Polizei ohne Zeitverzögerung mitverfolgen.

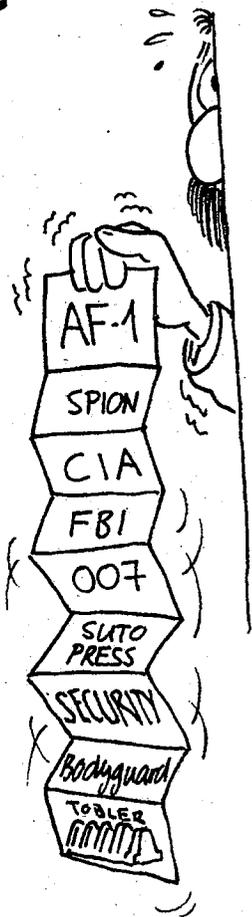
Polizei und ich vereinbaren, dass ich zur Parkterrasse des Shoppyländs renne, von wo aus die Moosmatte-Kreuzung überblickbar ist und somit gesagt werden kann, in welche Richtung die beiden Autos fahren. Gesagt,

getan. Ich schnappe mir Ueli Künzi von der Liegenschaftsverwaltung als Begleiter; könnte ja sein, dass die Typen im Parkhaus auftauchen und ich «Verstärkung» brauche. Wir speeden davon, zugegeben, mit einem ganz mulmigen Gefühl im Magen, überrennen unterwegs schier zwei ältere Frauen, den Hauswart, einen Hund, drei Einkaufswagen und einen Blumentopf, kommen aber zu spät – die beiden Mercedes sind nicht zu sehen. 117 wird informiert. Auf dem Rückweg suchen wir, noch immer spurtend, die Filiale des Bankvereins auf und empfehlen dem Leiter, den Geldtransporter unverzüglich umzuleiten, damit er den Terroristen nicht in die Hände fällt.

Zurück im Büro, berichtet Frau Kollegin Barbara Siegenthaler, dass sie die Autos in Richtung Schönbühl habe davonfahren sehen. 117 erhält sofort Bescheid. Ueli und ich müssen uns hinstellen, wir sind vollkommen ausser Atem. Einer von beiden bemerkt, dass uns eigentlich wichtige Berufskleider fehlen. Kugelsichere Westen nämlich. Eine halbe Stunde später dann die erlösende Meldung der Polizei. Die Täter sind gefasst, geständig. Auf die Frage, ob man die Leute bereits identifizieren können, folgende Antwort der Berner Kantonspolizei: «Also, es ist so. Unsere Kollegen aus Solothurn haben eine Personenschutzübung durchgeführt, ohne uns Bescheid zu geben, bitte entschuldigen Sie vielmals.»



Air Force One



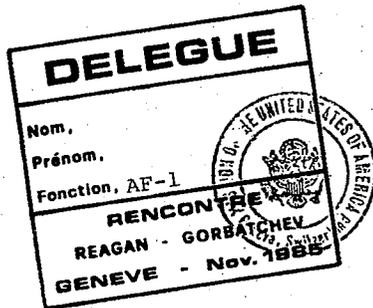
„Irgendeinmal kommt der Moment im Leben vermutlich eines jeden Menschen, wo es nach einem einsam gefällten Entscheid kein Zurück mehr gibt. Der Kauf eines Eigenheims mag ein derartiger Entschluss sein, der Abschluss einer Lebensversicherung vielleicht, das Ja-Wort vor dem Traualtar ein anderer. In unserer heutigen Real- satire spielt der Lift eines Genfer Hotels eine zentrale Rolle, zwei Herren mit Namen Reagan und Gorbatschow ebenfalls. Die ungeheuerliche Tat geht auf das Jahr 1985 zurück. Unterhaltend ist sie allemal.“

Sie seien zu fünft für die Betreuung der im Weissen Haus akkreditierten Journalisten während des Reagan/Gorbatschow-Gipfels in Genf verantwortlich, sagt der Vertreter einer US-Mission am anderen Ende der Telefonleitung. Und für deren Empfang im Hotel Intercontinental sei er auf der Suche nach weltweit bekannten Schweizer Präsenten für 300 Nachtischli. Swatch, Fendant und Armeemesser hätte er bereits. Ob wir (ich war damals noch bei Suchard-Tobler in Neuchâtel beschäftigt) mit 300 400-Gramm-«Toblerönern» mitmachen könnten. Klar können wir. Sure. Mit der mir in die Wiege gelegten Bescheidenheit, sowie der Eigenschaft eines ewig talentierten Schwarzweissfotografen, frage ich zum Schluss so ziemlich unverfroren, ob es denn irgendwie möglich sei, dem historischen Treffen beizuwohnen, d'Nase z'vorderscht. Jetzt oder nie, it's now or never. Er glaube das kaum, versichert der Gesprächspartner glaubhaft, es gebe riesige Sicherheitskontrollen, bei der Journaille sowieso. Für welche weltbedeutende Publikation ich, wenn schon, denn fotografieren oder schreiben würde? «Für unsere Personalzeitung, die SUTO PRESS,

und da gibt es sogar einen Exklusivbericht über einen gewissen Henry Kissinger vorzuweisen, weil der gebürtige Fürther einmal Zugpferd an einem Suchard-Tobler-Symposium war und ich Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen», lautet die schicksalsschwere Antwort. Der Diplomat ist beeindruckt, vor allem als er Textpassagen vorgelesen bekommt. Der Ex-US-Aussenminister erweist sich für mich als Schlüssel zum Erfolg. Wer Henry K. schon mal journalistisch aufbereitet hat, der kann so schlecht gar nicht sein. Ich solle, so heisst es, «am kommenden Mittwoch exakt – exakt! – um 13.30 Uhr einen genau beschriebenen Lift im Hotel «Interconti» besteigen, hinauffahren und, im Lift, auf weitere Anweisungen warten». Er wolle sehen, was sich machen lässt. Versprechen könne er allerdings gar nichts. Und überhaupt, wie ich denn aussehen würde? Wie in einem Spionageroman.

Als der grosse Uhrzeiger im «Interconti» sich der magischen «30» nähert, da wird die Kehle trocken, der Puls flattert, der Magen rumort, das Herz fällt in die Hosen, die Knie versagen ihren Stützdienst, Schweiss perlt auf der Stirne und unschöne Szenen vom gewaltsamen Ende einiger Spione kommen in den Sinn. Anyway: Rein in den Lift, so eine Chance kommt nie wieder. Zusammen sind wir elf adrett gekleidete Amerikaner, tschäggeti Hose, weisse Kurzarmhemden, Krawatten, «How are you?». Etage um Etage nimmt unser Lift an Inhalt ab, zum Schluss, ab 10. Stockwerk, sind wir noch zu zweit. Die Spannung ist unerträglich. Plötzlich drückt «der Andere» den Stoppknopf. «Bornhauser?» Er würde bestreiten, mich jemals gesehen zu haben, und lässt auffällig einen hochoffiziellen Ausweis hochinoffiziell auf den Boden fallen. Der Lift fährt weiter, im nächsten Stock steigt der Unbekannte aus, «Good luck!».

Ich bücke mich und betrachte die Karte. Seit einigen Sekunden bin ich jetzt offizielles Mitglied der AF1. AF1 steht für «Air Force One». Das ist «bloss» das Flugzeug des Präsidenten. Einen Namen habe ich auch, aber der sei selbst hier nicht verraten.



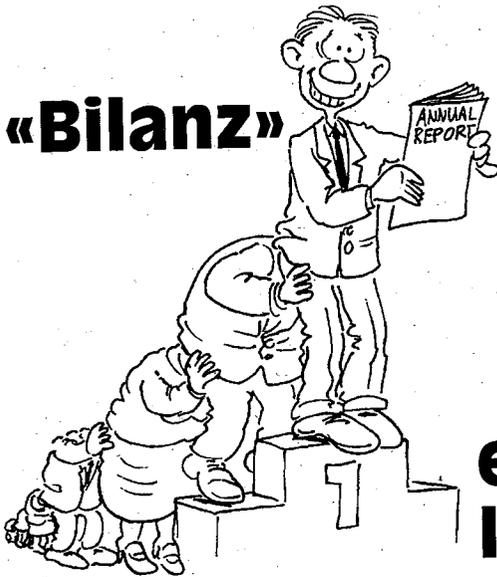
Das ungefähr 64 cm² grosse AF1-Kärtchen öffnet mir Tür und Tor, erst einmal jene zum Internationalen Pressezentrum. Sofort decke ich mich mit herumliegenden Pressecommuniqués ein, tue wichtig (was mir nicht eben schwerfällt), «talke» mit den Kollegen Hug (Schweizer Fernsehen), Kronzucker (ZDF), Friedrichs (ARD), Ronald Reagan jun. (Playboy) und Tom Brokau (CBS) «small», kaufe eine günstige, aber seither nie mehr gebrauchte Nikon-Reporterjacke und fotografiere sicherheitshalber Grossfotos der beiden Hauptdarsteller. Just in case, falls wir uns nicht persönlich vorgestellt werden sollten, beim gemeinsamen Nacht, oder so. Ansonsten tut sich vorerst nicht sehr viel. Immerhin ist eine Pressekonferenz der US-Delegation «vor ausgewählten Vertretern der Weltpresse» um 5 p.m. angesagt; also disloziert die Medienprominenz wieder zurück ins «Interconti». Dort kommt es dann zu einer dramatischen Begegnung: Hansueli Trachsel vom «Bund» muss vor der Türe bleiben. Zum Glück (für mich) reklamiert er nicht lautstark, wie er Schoggi-Bor-

ni reinspazieren sieht (Als ich ihm the day after auf Anfrage seinerseits die Geschichte im Detail erzähle, da meint er trocken: «Das ist so unglaublich, das darf ich ja nicht mal publizieren!»).

Bevor es zu offiziellen Verlautbarungen zuhanden der akkreditierten White House und Chocolate Press kommt, ist die Ankunft von US-Aussenminister George Shultz angesagt. Marsch zur Empore, wo die Meute den Eingang des Hotels übersehen kann. Warten auf George. Plötzlich: Reifenkreischen, Hoteltüren auf, Sicherheitsbeamte rein, der US Secretary of State kommt. Dann, plötzlich Panik. Die Lady neben mir beginnt zu schreien – «USA, out of Nicaragua!» – und schmeisst etwas undefinierbares hinunter, knapp am Kopf von George Shultz vorbei. Die Bodyguards zerren Shultz aus dem vermeintlichen Gefahrenbereich. Geistesgegenwärtig fotografiere ich die Szene, bleibe dank dem Motor der Kamera «am Ball» (komme später allerdings weder beim «Bund» noch bei «Magnum» dazu, die Bilder zu vermarkten). Blitzschnell sind die Sicherheitsbeamten oben, die Dame überwältigt. Mir wird es schwarz vor Augen – jetzt kommt der grosse Schwindel aus. Personenkontrolle ist angesagt. Ich sehe mich bereits in den Klauen des FBI und CIA. You only live twice.

«Hey man», sagt einer der Typen der Security, ich solle ihm schnell helfen. Ungläubiges Staunen. Der Ausweis! Als AF1-Mann gehöre ich ja zu «denen». Ende gut, alles gut. Anschließend schleiche ich mich jedoch rasch davon, höre noch kurz Präsidentensprecher Larry Speakes zu, und verdufte unbemerkt. Als Vertrauensmann des Präsidenten weiss man ja schliesslich, was sich gehört.

«Bilanz»



einer Inzucht

Helvetische Geschäftsberichte finden sich nicht in den Bestsellerlisten der Weltliteratur: Diesem PR-mässig höchst unerfreulichen Phänomen wollten ungefähr 70 Kommunikations-Spezialisten bekannter Schweizer Firmen zu Leibe rücken – am «Bilanz»-Seminar «Geschäftsberichte». Teilnahmegebühr Fr. 460.–.

Medard Meier, «Bilanz»-Chefredaktor – und seinem unglücklich aus dem Amt geschiedenen Vorgänger Andreas Z'graggen wie der kleine Bruder aus dem Gesicht geschnitten –, begrüsst. Das schlecht eingestellte Mikrofon im Hotel Atlantis Sheraton lässt Medards Stimme wie das quietschende Scharnier eines rostigen Gartenzauns tönen. Fürchterlich. Bei der Ankündigung des ersten Referenten stellt Herr Meier, publikumswirksam, zwei Bücher des Gastes vor, worauf sich dieser für die Geste artig bedankt.

Professor Olaf Leu, Fachhochschule Rheinland-Pfalz, doziert ebenso. Von «Swissair-Metapher» ist da die Rede, von, frei nach von Kleist, «Marionetten-Metapher» (Metapher mit «ph», wie Alphorn) und von umgekehrt proportional. Auch von corporate identity, corporate culture, corporate image und corporate communication. Ersteres ist zweiteres, dritteres und vierteres; letzteres transportiert dritteres und zweiteres, um dann ersteres, aber lassen wir das.

Peter Vetter, Mitglied der Geschäftsleitung CI-Agentur Zintzmeyer & Lux AG, spricht, als ob seine Firma das Mandat der Schweizerischen Schlafwagengesellschaft ihr eigen nennen würde. Als vorbildliches Beispiel für informative Geschäftsberichte nennt er die ABB, mit welcher er zufälligerweise zusammengearbeitet hat und deren Vertreter nachmittags ebenso zufällig sprechen wird. Auch Herr Vet-

ter ist vom Anglosächsischen entzückt. Environment sowie R & D (Arr and Dee) gehören zum Vocabulaire. Zweiter Vorzeigebueb in Sachen Rechenschaftsberichte: die Hirslanden Spitalgruppe (nach eigenen Angaben zufälligerweise von Zintzmeyer & Lux beraten), danach folgen DBP Telekom (zufälligerweise im losen Auftragsverhältnis mit Dingsda stehend) und BMW (exakt!). So ein Zufall.

Der dritte Referent, Kaspar Müller, Partner der Ellipson AG zu Basel, in seinen Ausführungen echt hörens-wert, verweist in seinem Vortrag wiederum auf die gute Arbeit der ABB, erwähnt aber auch noch (als «schweizerische Beispiele») unsere nationale Fluggesellschaft und Landis & Gyr, deren Vertreterin rein zufällig nach Müller das Wort an die Anwesenden richten wird. Im persönlichen Gespräch teilt Herr Müller die Bedenken des Schreibenden über die, formulieren wir es diplomatisch, mit nur wenig Fingerspitzengefühl zusammengestellte Referenten-Truppe.

Maya Lindecker, Vizedirektorin und Powerwoman bei der Landis & Gyr, lobt ABB, vergisst aber nicht zu erwähnen, dass ein Geschäftsbericht der L & G von der «Bilanz»-Jury ausgezeichnet wurde. Von einer Jury übrigens, in welcher heute u.a. ein gewisser Peter Vetter sitzt, der auch für den Geschäftsbericht 1991 der Landis & Gyr mitverantwortlich zeichnet und, laut «Bilanz»-Verlagsleiter Max Frei, als Initiator des Geschäftsberichts-Seminars gilt. So viele Zufälle auf einmal. Frau Lindecker liebt es ebenfalls exotisch; nun ja, schliesslich tönt «entrepreneurial vision» allemal gestopft als «Unternehmerische Zukunft» und «Government relations» toller wie «Beziehung zu Behörden». Und wie bringt man dann die schwer leserli-

che Geschäftsbericht-Kost der Landis & Gyr dem Mitarbeiter von der Strasse näher? Eventuell mit der Lindecker-schen Feststellung: «Wir haben den Präsidenten des Verwaltungsrates, Georg Krneta, an einem Management-Seminar abends im Freizeit-Look während eines social events fotografiert.» It's as easy as that.

Fragestunde: Ein Unbequemer erdreistet sich, von Vetter & Müller & Lindecker den Kostenpunkt «ihrer» aufwendigen Geschäftsberichte zu erfahren. Mit Abschluss der Frage ist es denn auch sofort vorbei mit der vorher zigmal beschworenen «offenen und ehrlichen Informationspolitik», die Transparenz flöte. Mann und frau windet sich in Erklärungen, Ausflüchten, Komplexitäten und Ausschweifungen. Wohl kaum einer, der die Zahlenspieler ernst nimmt. Der Anwesende, «der als Agentur die Walter Rentsch-Gruppe vertritt», wirft sich in Pose und integriert die Tatsache, dass «sie» den Merkur-Preis für vorbildliche Transparenz bei Geschäftsberichten erhalten hätten, gleich in eine belanglose Alibifrage. Christophor Jeni, Vertreter der Sika Finanz AG, beklagt quasi die eigene Offenheit und Ehrlichkeit, «die Konkurrenz gehe nicht so weit». Aber, aber.



Der längst vorvorvorange kündigte ABB-Repräsentant, Heinz Haussmann, nicht mehr für ABB tätig, muss seinen Vortrag nach dem aus Zeitgründen abgebrochenen Mittagessen trotzdem mit einer halben Stunde Verspätung beginnen und startet mit einem 3-Minuten-Witzchen. Er spricht danach mehrmals von «kohärenter» Unternehmenskommunikation und erzählt den Anwesenden nicht sehr viel Neues, wenn überhaupt. Werner Ziegler von der Cliché & Litho AG, zufälligerweise Cliché-Lieferantin der «Bilanz», wiederholt, mehr oder weniger, die Aussagen des ABBlers. Evviva la coordinación!

Noch während Herr Cliché & Litho spricht, setzt eine eigentliche Völkerwanderung zur Toilette ein. Ine, use, ine, use. Schlussbouquet: Wolf Henkel, Mitglied der «Bilanz»-Jury, der vier neuprämierte Geschäftsberichte präsentiert (nur börsenkotierte Firmen stehen zur Auswahl, der Rest der Schweiz ist Quantité négligeable). Julius-Bär, Alusuisse, Roche und Den-vier-ten-habe-ich-vergessen. Schelte dann – unter vielen anderen – an die Adresse von Nestlé (mehrmals), sozusagen alle Banken, insbesondere die des Volkes (energisch), Bell (molto furioso), Losinger (gedämpft), praktisch unisono in Richtung Versicherungen. Als Paradebeispiele, wie man es machen könnte, werden US annual reports ad infinitum ad absurdum in Diiform projiziert. Zum Glück im Dunkeln, so erkennt man jene, die sich vorzeitig davonschleichen, nicht auf Anhieb.

Persönlich ...

In der Werbe- und PR-Fachpublikation «persönlich» vom 12. Februar 1992 war unter «Namen» folgendes zu lesen:

Zintzmeyer & Lux

mit neuen Teilhabern. Maya Lindecker und Peter Vetter werden auf 1. April 1993 Teilhaber der auf Corporate- und Brand-identity-Beratung spezialisierten Zintzmeyer & Lux AG, Zürich.

E wunderschöne Shoppy-Vogu

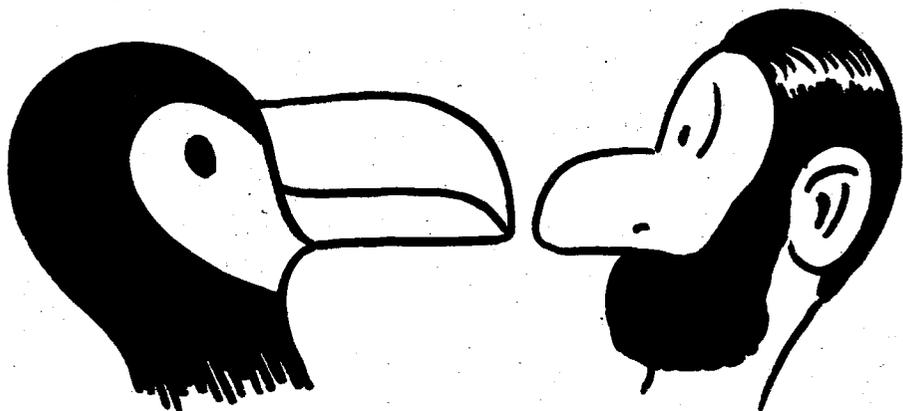
«Bim Coiffeur bin ig gsässe vor em Spiegu, luege dri, u gseh dert drin e Spiegu wo ar Wand isch vis-à-vis, u dert drin widerspieglet sech dr Spiegu da vor mir, u i dämm Spiegu widerum dr Spiegu hindefür.» (Mani Matter)

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre blieb ein respektabler Teil meines Stiftenlohnes im Coiffeursalon Franco bei der Schanzenpost liegen, weil dort, als Lockvogel, der «Playboy» offen versteckt auflag – der Geheimtip (wohl nicht nur) in der Lehrlingszene Berns. Heute suche ich Peter Berset an der Eigerstrasse heim, musste neulich jedoch, weil Maestro ferienhalber abwesend war, ausnahmsweise zum Hairstyler im Shoppyland ausweichen. Merke: Dort geht man nicht einfach churzspitz zum Coiffeur, dort meldet man sich erst einmal an.

Gegen die mir alsdann zugeloste Antonia hat Berset Peter zero Chancen, optisch (der Mann wird diese Feststellung zu verzeihen wissen). Mehr

noch: «Meine» Hairstylerin ist dermassen der Inbegriff von Charme, dass man(n) sogar noch vermutlich einem Loch im Kopf Positives abgewinnen könnte.

«Wie hätten Sie es denn gerne?» will die bezaubernde Antonia wissen, nachdem mir beliebt gemacht wurde, Platz zu nehmen. «Wissen Sie, das ist eigentlich egal, ich überlasse das gerne Ihnen. Meine Frau allerdings meint, ich solle mir doch endlich eine jugendlichere Frisur zulegen. Aber bitte keine Stufen, Zöpfchen, Farben, Mèches, Ohrringe oder Dauerwellen.» – «Nume e kei Angscht», witzelt Antonia, «es Igeli mach ig scho nid us Euch.» Zuerst wird das Haupt, sanft, bis zum Genickanschlag, nach hinten gedrückt und danach werden, ungefragt, die Haare gewaschen (obwohl ich das ohnehin täglich tue, nach einem Coiffeurbesuch erst recht). Im Anschluss daran nimmt Antonia Mass und waltet ihres Amtes! So nimmt denn die Metamorphose ihren Lauf, vom ursprünglich Urtierähnlichen (Parallelen zu Zotti wären da allerdings schon sehr weit hergeholt) über Dr. Jekyll zu Mister Hyde, bis hin zu Alexander Tschäppät, Hansueli Trachsel und, schliesslich und endlich,



Thomas Bornhauser, wobei letzteres keinem besonderen Prädikat gleichkommt.

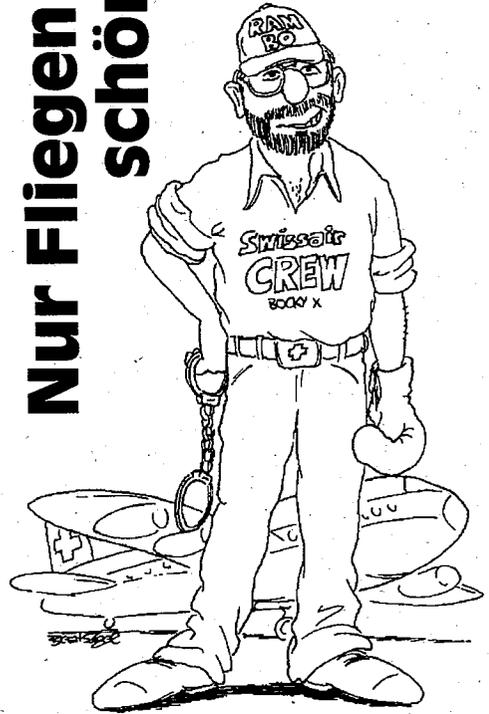
Unbestrittener Höhepunkt des Hairstylens ist der erst- und letztmalige Einsatz eines «Forming Foams» auf meinem Kopf (Werbetext: «Extra starker Halt für Trendfrisuren»), von Schwarzkopf – mit Stormin' Norman weder verwandt noch verschwägert, noch werbetechnisch verbunden. Ab Musikberieselungsanlage tönt gerade eine Instrumentalversion von «The Fool on the Hill».⁵ Nebenan kriegt ein schätzungsweise 12jähriger einen Stufenschnitt verpasst, im Profil in etwa mit der Terrassensiedlung Bremgarten vergleichbar. Affrö. «Möchten Sie einen Kaffee?» unterbricht Antonia die architektonische Nachhilfestunde. «Ja, gerne.» Am liebsten intravenös. Weil ohne Brille dasitzend, kann ich meine Verwandlung der dritten Art nur konturenhaft erahnen. Auf den Gesichtsausdruck meiner Frau bin ich gespannt. Von wegen «jugendlichere Frisur». Davorenrennen werden sie, unsere Kinder.

Spass beiseite. Eines muss man Antonia lassen: Ihr Handwerk beherrscht sie perfekt. Widerborstiges wird gebändigt, auf der Ohrkante Aufstehen-

des kurzerhand liquidiert und Graues würdevoll ins Gesamtbild integriert. Hairstyling hin oder her, die erste Nagelprobe erfolgt noch auf dem Shoppy-Gelände, bei unserer Telefonistin, Vreni Griffone. Nach ungläubigem Staunen über den New Look kommentiert sie, sehr sachlich. «Momol, nöd schlächt, dini neu Frisur, nume passt si nöd zue dr.» Hat etwas, denn beim Hinauslaufen betrachte ich den grossen Shoppy-Vogel an der Fassade ungewohnt lange. Irgendwie kommt mir der Kerl bekannt vor. Woher bloss?

Es gibt Leute, denen wird nachgesagt, sie seien richtige Glückspilze. Anderen wiederum klebt das Pech förmlich an den Sohlen, währenddem weitere Zeitgenossen mit Fettnäpfchen an den Füßen geboren werden. Und selbstverständlich gibt es noch jene, die sich selber immer und immer wieder in den unmöglichsten Lebenssituationen wiederfinden. Ich gehöre zur Sorte der Letzteren, zu den Realsatirikern.

Nur Fliegen ist schöner



Sonntagabend auf dem Flughafen München, Swissair-Kurs nach Zürich. Noch bevor das offizielle Zusteigen für Kreti & Pleti beginnt, gehen bereits einzelne Passagiere an Bord der Swissair-Maschine, vornehmlich Mütter mit Kindern sowie VIPs. Dass noch «vorhererer» bereits ein ungleiches maskulines Duo in der hintersten Reihe Platz genommen hat, das bemerkt niemand. Auch Cousin Urs und ich nicht.

Für die Statistiker unter unseren Leserinnen und Lesern: Das Flugzeug verlässt München pünktlich. Und so könnte man die soeben begonnene Kurzgeschichte völlig unspektakulär ad acta legen, hätte... hätte es nicht plötzlich und ohne Vorwarnung in der hintersten Reihe Stunk gegeben. Erst als die zweite Hostess, pardon, erst als die zweite Flugbegleiterin an uns vorbeispeded, da drehen sich Cousin Urs und ich, vier Reihen weiter vorne sitzend, nämlich gelangweilt

um. Zwei Herren, einer davon in Handschellen, liegen sich in der Wolle, schreien umher wie am Spiess, traktieren sich mit den Fäusten. Die beiden Swissair-Mitarbeiterinnen versuchen ladylike in den ungleichen Kampf einzugreifen, vergeblich. Eine davon ruft uns, in allerschönstem Berndeutsch: «Lueget doch nid eifach zue, chömet mer cho hälfte!» Mer chöme.

Obwohl keine ausgewiesenen Experten im Analysieren von handfest ausgetragenen Konfliktsituationen, bemerken wir rasch, worum es geht. Ein untersetzter, kräftig gebauter Südländer drescht gnadenlos auf ein körperliches Federgewicht ein, welches psychisch und, vor allem, physisch überfordert ist. Wie sich herausstellt, han-

delt es sich beim Leichtgewicht um einen Zürcher Kantonspolizisten, der einen südamerikanischen Delinquenten nach Zürich überstellen soll. Überstellen ist gut, überstellt hat es vor allem ihn.

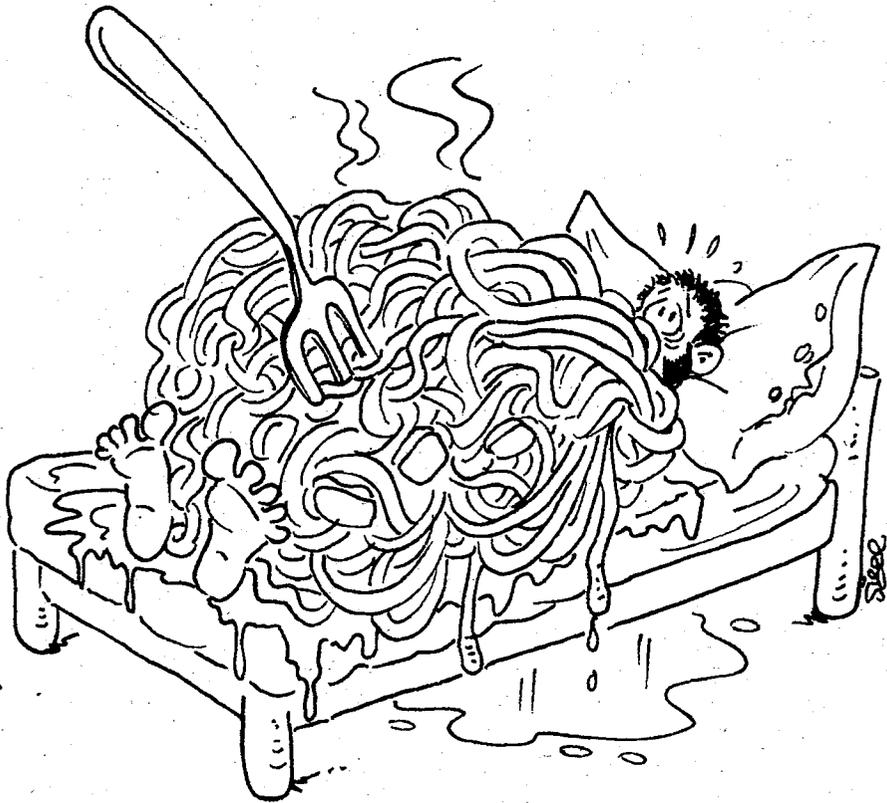
Als Zweimetermensch mit dreistelligem Körpergewicht lange ich mal kräftig zu und setze beide Streithähne, das Hebelgesetz ausnützend, lehrbuchmässig wieder in ihre Sitze, sogar in der dafür vorgesehenen Körperhaltung. Die Lage beruhigt sich nur zögernd. Derweil die bildhübsche Bernerin uns bittet, «sicherheitshalber» hinten zu verbleiben, da werden alle übrigen Passagiere nach vorne auf die noch freien Sitze komplementiert; das Schlachtfeld sozusagen weiträumig ausgezont. Der Südamerikaner schreit wie ein Wahnsinniger und spuckt nonstop fremde Leute an. Wohl nicht zum ersten Mal in seinem Leben, selbst aus ungefähr fünf Meter Distanz trifft er mit verblüffender Regelmässigkeit.

Cousin Urs, jetzt rechts vom zu Überstellenden sitzend, der Freund und Helfer links davon und ich, den klassischen Schwitzkasten von hinten praktizierend, halten den Mann in Schach. Dann: Blitzschnell öffnet er seine Hosen, bedeutet uns, dass er schnell muss. Der Kapo weiss nicht, wie er entscheiden soll. Nachdem sich Cousin Urs vergewissert hat, dass der Delinquent unbewaffnet ist, begleiten wir ihn zu dritt zur Toilette, Kapo voraus. Noch bevor wir dem Polizisten zurufen können, er solle seinen Fuss zwischen Türe und Rahmen setzen, hat sich der Mann eingeschlossen. Das Unheil nimmt seinen Fortgang, der Südamerikaner beginnt damit, das WC zu demolieren, dass es nur so tätscht und tuet; unter Ausschluss der Öffentlichkeit. «Unsere» Bernerin bringt den Alles-Öffner. Zu dritt – ohne Bernerin, mit Kapo – stürzen wir uns auf den irre gewordenen, zerrn

ihn aus dem Kabäuschen. Die Schlägerei geht, nach einem «Inneren Brienzler» meinerseits, minutenlang auf dem Boden der Kabine weiter. Käser Adi und Rüfenacht Silvio wären stolz auf Cousin Urs und mich gewesen.

Irgendwann sitzen Cousin Urs, Delinquent und Po wieder, ich stehe als Wachmann dahinter. Inzwischen, so sagt uns die Bernerin, hat der Captain Kloten kontaktiert damit die Kapo den südamerikanischen Schläger sofort nach der Landung in Empfang nimmt. Vorher greift dieser aber noch zu seinem Füllfederhalter und sticht sich damit in die Nase. Wir entreissen ihm das Gerät, es geht kaputt. Blut hier, Blut da, Blut überall, Tinte hier, Tinte da, Tinte überall. Ein richtiges Happening. Die Prügelei geht munter weiter. Es ist das erste und einzige Mal, dass ich einen Landeanflug mit offizieller Genehmigung stehend erlebe. Zum Schluss verlangen Besatzung und Kapo zwar nicht gerade ein Autogramm von Cousin Urs und Ram-Bo, wohl aber Adressen und Telefonnummern.

Weil im Flugzeug selber niemand so richtig mitbekommen hat, weshalb wir als Schläger amtieren mussten, betrachten uns die Leute bei der Gepäckentgegennahme mit Abscheu und Verachtung. Pfui. Die Swissair lässt vier Wochen später von sich hören, die Kapo überhaupt nicht.



Alle Jahre wieder: Schlemm Dich schlank

Die Behauptung sei mal gewagt, dass es vor allem drei Vorsätze sind, die (auch) 1993 zu Beginn des neuen Jahres zuoberst in der Hitparade kaum realisierbarer Wünsche stehen: Sich mehr Zeit für Partnerin und Familie nehmen, das Rauchen aufgeben und Gewicht reduzieren. Der Schreibende quält sich noch mit Punkt drei ab. Aber wie.

Mein Duden definiert den Begriff Scharlatan als «Schwätzer, Marktschreier, Quacksalber, Kurpfuscher». Dieses Repertoire liesse sich durch-

aus, dem heutigen Sprachjargon angepasst, up-daten. Mit «Atkins, Schroth» und «Hay» oder wie die blöden Diät-Methoden sonst alle noch heissen mögen. Mister Scarsdale, Erfinder der gleichnamigen Diät, fand selbst bei seiner ihn liebenden Gattin keine allzugrosse Gegensympathie: Sie brachte ihn kurzerhand um; die Gründe hierfür seien mal dahingestellt. Ich selber stehe diesbezüglich auf FdH. FdH ist Synonym für massvolles Schlemmen.

Ganze zwölf Monate pro Jahr gebe ich mich kulinarisch unvernünftig, zehn davon im Übermass. Zu gut deutsch: Von August bis Dezember und Februar bis Juni lege ich mit beinahe bewundernswerter Regelmässigkeit zu, was es im Januar und Juli abzulegen gilt, zehn Kilogramm Lebendgewicht nämlich. Noch jedes Jahr habe ich es geschafft. Sowohl als auch. Die Vorgehensweise ist auch dieser Tage unverändert, frei nach dem Silvester-Schwank «Dinner for One»: «The same procedure as every year, James!» («Cheerio, Miss Sophie!»)

Präzis gesagt sind es dieses Mal, wie durch ein Wunder, nur neun Kilogramm, die es abzuspecken gilt. Von 105,8 auf 96,7. Mit ähnlichen Zahlen schlagen sich auch DRS 3 und Radio Förderband herum.

Seien wir ehrlich: Was sich da jährlich zweimal im Hause Bornhauser abspielt, das hat mit souveränem und würdevollem Abnehmen gar nichts gemeinsam. Im Gegenteil: Was ich mir antue, und vor allem wie ich mich dabei heimlich aufführe, ist eher ein Fall für Amnesty International oder, wohl noch besser, für den Gastro-Psychiater. So ist es, und nicht anders, voilà! Es musste mal gesagt werden.

Während den beiden Diät-Monaten ernähre ich mich von fünferlei: *Trutenfleisch* (gebraten, gedämpft, gedünstet; von bleu bis à point: mal im, mal

neben dem Salat), *Ketchup*, *Gemüsen*, *Früchten* und, literweise, *Pepsi*. Pepsi Light, konsequenterweise.

Tagsüber, da ist diese Kur keine Herausforderung, weil ich arbeiten und den Kopf bei der Sache haben muss (haben sollte); spätnachmittags ist es auch kein Problem, da beschäftigen uns die Kinder, Patrick und Claudia. Der Alptraum beginnt vor dem Fernseher, unmittelbar nach der Tagesschau. Auf allen 25 Kanälen wird gemampft oder, noch schlimmer, für Essbares oder ähnliches (wie Zahnpasta) geworben – Waschmittelreklamen sind löbliche Ausnahmen. Derrick frühstückt, Savalas lollypopt, Gottschalk mcdonaldet, Miaumiau whiskast und selbst Seppli trillt. Sogar bei «Tutti Frutti» waren Ananas, Kirschen und Erdbeeren seinerzeit allgegenwärtig. Ein richtiger Horror.

Vor dem Zubettgehen belohne ich meinen heldenhaften Widerstand den allgegenwärtigen Kalorien-Vorführungen gegenüber mit einer kleinen Köstlichkeit aus dem Külschrank; meistens mit einem unbedeutenden, weil gewichtsmässig fast nicht ins Gewicht fallenden Mohrenkopf. Unmittelbar nach diesen wenigen Sekunden voller Glückseligkeit die quälende Frage: «Musste das denn wirklich sein?» Ja, es musste.

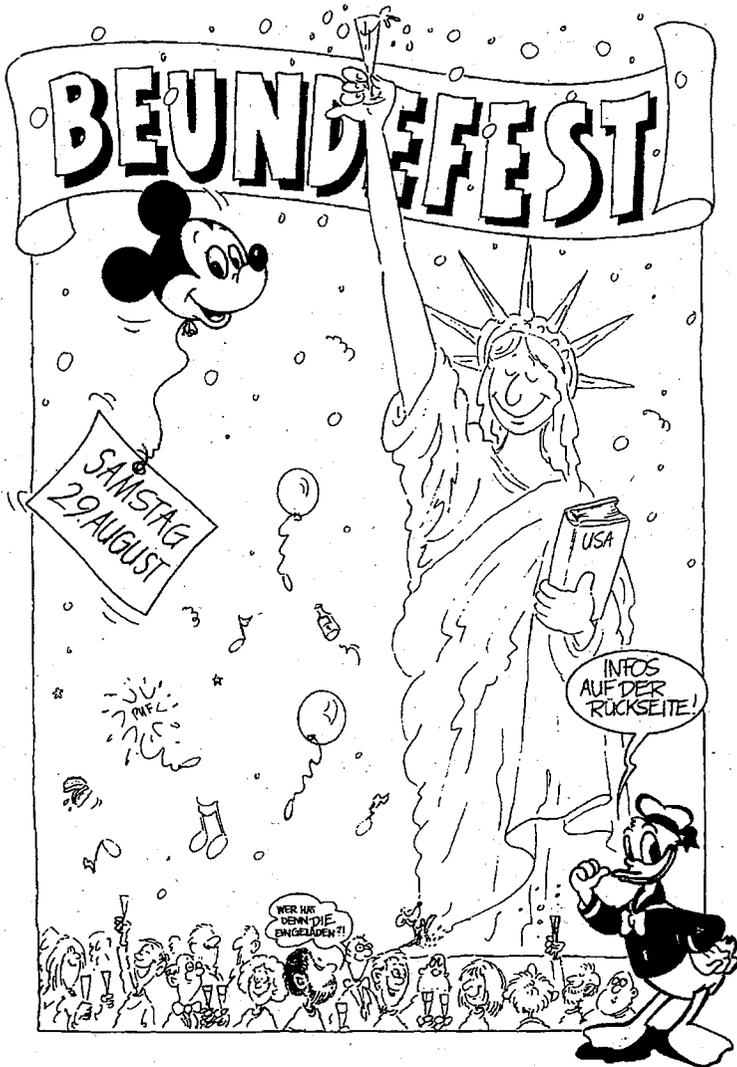
Dem Vernehmen nach soll es Zeitgenossen geben, die mit leerem Magen besser einschlafen können. Was soll der Quatsch? Stundenlang wälzt man sich nämlich mit halbleerem Magen von der einen auf die andere Seite, studiert Betty B., Ernesto S., Fredy G. und dem Maggi-Kochstudio nach. Seinen Höhepunkt erreicht der kulinarische Psychoterror später im Schlaf: Vorbeifliegende Entrecôtes an einer gluschtigen Café-de-Paris-Sauce und vorbeischaukelnde kalte und warme

Buffets mögen ja noch einigermaßen angehen und zu den Spielregeln gehören. Wenn man aber lebendig unter einer Lawine von Spaghetti Carbonara al dente begraben wird und schweissgebadet aufwacht, dann hört der Spass endgültig auf.

Und da hilft nur noch das von der (hoffentlich) tief und fest schlafenden Ehefrau (hoffentlich ebenso) unbemerkte Abschleichen in Richtung Kühlschrank; dies in Übereinstimmung mit dem Wortlaut der Genfer Menschenrechtskonvention, die auch von der Schweiz mitunterzeichnet wurde. Eine Cervelat.light mit Knäckenbrot als Psychopharmakon, wer hätte das gedacht?

Nach einem derartigen Trauma hilft am nächsten Morgen nur eines: entweder überhaupt nicht oder aber «verkantet» auf die Digital-Personenwaage stehen, so dass man die Realität austricksen kann. Nichts leichter als das! Apropos: Noch bin ich dreistellig.

Dear Mr. President ...



«I had a dream». Mit diesen unvergesslichen Worten beschrieb der amerikanische Pfarrer und Bürgerrechtskämpfer Martin Luther King in seiner Washington-Rede die Vision eines Amerikas, in welchem alle Menschen aller Rassen und Hautfarben die gleichen Voraussetzungen für ihr Leben haben. Amerikanischen Träumen erliegen aber auch andere Zeitgenossen. Jene zum Beispiel, die, in unbescheidener Anlehnung an den King-Satz, einen vom US-Präsidenten oder Vizepräsidenten unterschriebenen Brief für das... Beundefest 1992 «USA!» zugestellt erhalten wollen.

Als «halber Ami» kenne ich sie aus eigener Erfahrung, die «american efficiency», die amerikanische Leistungsfähigkeit. In Warenhäusern, Supermärkten und Fast-food-Restaurants manifestiert sie sich allgegenwärtig mit Freundlichkeiten wie «Yes, honey», «Hello, sugar» und «Have a nice day!». Dementsprechend effizient geben sich auch viele Institutionen (schon mal in den Staaten versucht, auf einer Bank einhundert Schweizer Franken zu wechseln?). Ein Abbild ihrer Landsleute legt da – logischerweise? – auch die Berner US-Botschaft an den Tag. In Sachen Gleichgültigkeit werden diese Leute vermutlich nur noch von ihren Moskauer Kollegen übertroffen. Aber das ist gar nicht mal so sicher... Das nicht alljährlich stattfindende Beunde-Quartierfest in Wohlen geht Ende August unter dem Motto «USA!» über die Bühne. Als Mitorganisator versuche ich, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer klammheimlich mit einem von Präsident George Bush

(oder Vizepräsident Dan Quayle) himself unterschriebenen Brief aus dem White House zu überraschen. Mit Kürzest-Inhalt, so im Stil von «Toll, dass Ihr Euer Beundefest den Vereinigten Staaten von Amerika widmet. Barbara und ich wünschen Euch dazu viel Spass!».

Auf den abstrusen Gedanken, dem «Dear Mr. President», c/o the White House, Washington D.C., direkt zu schreiben, komme ich gar nicht erst – seine elenden PR-Leute würden den Brief sowieso abfangen und subaltern beantworten lassen. Also erhält die US-Botschaft in Bern am 27. Mai einen ungewöhnlichen Brief mit einer ebenso ungewöhnlichen Anfrage, mit der Bitte um Vermittlerdienste. No answer, keine Antwort. Mitte Juni wiederholt sich der Vorgang. No answer, keine Antwort. Am 10. Juli wird ein dritter Brief in Richtung Jubiläumsstrasse eingeworfen. No answer – aber in der Zwischenzeit wissen Sie ja, was das heisst. American efficiency.

Nach der dritten Nichtbeantwortung durch die Embassy erhält das Schweizer Generalkonsulat in Los Angeles einen Fax mit der Bitte, uns die Fax-Nummer des Wahlkampf-Hauptquartiers von Präsident Bush ausfindig zu machen. No problem, bereits 24 Stunden später haben wir die Koordinaten der George Bush Reelection Campaign Headquarters auf dem Tisch. Konsulin Brigitta Schoch herself hat weiterhelfen können (Thanx!). Mit dem Hinweis, dass wir via Berner US-Embassy nicht weiterkommen würden, werden die Wiederwahl-Männer des Präsidenten beglückt. Erraten: No answer.

Durch Zufall lerne ich dann den Militärattaché an der US-Embassy in Bern kennen. Ich beschwere mich im Laufe unserer Unterhaltung über die Nichtkorrespondenz. Colonel Henry Farrell geht mit mir einig und verspricht



zumindest eine Antwort. Diese trifft dann auch tatsächlich ein; notabene, 75 Tage nach der ersten Anfrage... Der Counselor for Press & Cultural Affairs (sozusagen ein Berufskollege von mir) entschuldigt sich für die verspätete Antwort («Ich bin erst jetzt von einem Heimaturlaub zurückgekehrt.») mit dem Hinweis, dass es ohnehin unmöglich sei, einen Brief aus dem White House zu erhalten («impossible at any time»). Immerhin schlägt er seinen Botschafter als Bush-Korrespondenz-Ersatz vor. Bärndütsch gseit: Nid emau versuecht hei si's, die Brüeder!

«CNN!» geht es mir plötzlich durch den Kopf, «CNN ist die allerletzte Hoffnung als Vermittlerin!» Gesagt, getan. Mitte August, 14 Tage vor dem Beundefest, erhält das Londoner Büro des Atlanta-Mediengiganten eine Fax-Zusammenfassung der «Ereignisse» mit der Bitte, das Unmögliche möglich zu machen. Vorher rufe ich London schnell an, um die richtige Fax-Nummer in Erfahrung zu brin-

gen. «Was möchten Sie denn genau von CNN?» will die Telefonistin wissen. «Einen Brief des Präsidenten.» – «Von CNN?» – «Nein, von Amerika.» Aha. Bornhausers Bescheidenheit, Bescheidenheit. Apropos: No answer. Eine Woche vor dem Beundefest ein letzter, schier verzweifelter Fax an die Reelection Headquarters von George Bush. No answer. Sie werden es nicht glauben: Exakt das gleiche Spiel habe ich, parallel zu den Bush-Bemühungen, mit dem Wahl-Hauptquartier von Bill Clinton gemacht. Dreimal. Habe ich es Ihnen schon gesagt? No answer.

Gemeindepräsi als Siedlungswart?

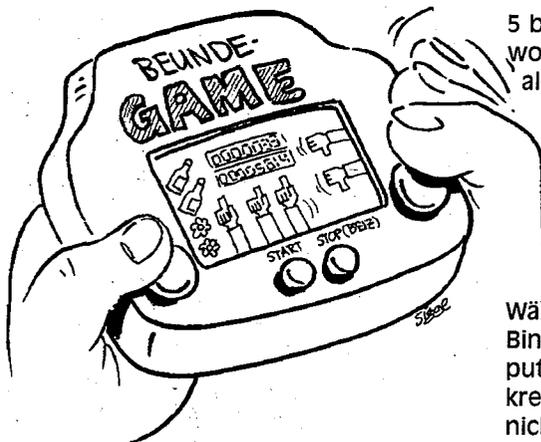
„Gewisse Rituale spielen sich in unserem Schweizerland fast überall nach dem gleichen Strickmuster ab: Militärische Inspektionen unter den Argusaugen von stand- und wehrhaften Obersten ebenso wie das Erfragen des hörbaren, meist doppelt vorgetragenen «Ja!» in Kirchen. Auch Eigentümerversammlungen gehören in diese Kategorie organisatorischer Eintöpfe.“

Adrian Gasser, Vorstandsvorsitzender der Beundesiedlungseigentümergeinschaft Wohlien und, hauptberuflich, Arzt, begrüsst seine Miteigentümer im Kirchgemeindehaus für einmal nicht standesgemäss mit dem Skalpell, sondern dem Damoklesschwert in der Hand: «ich stelle fest, dass sich zuwenig Eigentümer eingefunden haben, wir sind nicht beschlussfähig!» E schöne Seich. Und zwangsläufig die Frage, weshalb ausgerechnet ich, einmal mehr, eine Real-satire live erleben muss?

Die Versammlung um drei Wochen verschieben? Abwesende heimsuchen und samt Pyjama, im Namen der Herrn, ins Kirchgemeindehaus zwangsverschleppen? Herr Dietisheim eilt zur Post, will Desinteressier-

te telefonisch zur Vollmachterteilung motivieren. Stehende Ovation dann, als plötzlich die Herren Hospenthal und Hasenfratz als Nachzügler erscheinen. Derweil schärft Herr Gasser sein Schwert: «Entweder wir haben um halb neun eine Mehrheit beisammen, oder wir verschieben» (und gehen dafür, hurra, schnurstracks in die Beiz). Laut Meldeläufer D. verweigern drei, vier Parteien stur ihre Vollmacht, nicht so Zundels und Franzetis. 90 Sekunden vor Ablauf des Ultimatums ist die Sache dann doch noch gebongt, das Tohuwabohu beendet.

Die Stimmenzähler Huber und Mürger werden für ihre nicht zu unterschätzende Aufgabe einstimmig, sogar mit vereinzelt wahrnehmbarem Applaus (im Protokollsjargon auch Akklamation genannt) gewählt. Ebenso einstimmig passieren anschliessend Präsenz- und Traktandenliste, das Protokoll des Vorjahres, der Jahresbericht des Vorstandes, die Rechnung des Vorjahres sowie das Budget des Laufenden. Und das alles in handgestoppten 4 Minuten, 53 Sekunden. Und 88 Hundertstelsekunden. Frau Herrmann und Herr Gasser treten aus dem Vorstand zurück. Frau Bärtschi und Herr Binder haben sich bereit erklärt, die Lücken zu füllen. Beide werden, im Duopack, ohne Stimmenzähler oder Hearing, dafür mit spontanem Klatschen, gewählt. Umgehendst, damit sie es sich nicht plötzlich noch einmal anders überlegen.



Es sind auch Worte des Dankes angesagt. Herr Frey würdigt die CO-Messungen in der Einstellhalle von Herrn Münger, nachher den abtretenden Präsidenten und jener das letztjährige Protokoll von Frau Wegmüller, welche ihrerseits Herrn Gasser verbal ehrt. Derweil Herr Brawand niesen muss (und die Versammlung ihm, einem Kirchenchor gleich, «Xundheit!» wünscht), verdankt Herr Gasser die Kontrollgänge von Herrn Lehmann in der Einstellhalle, die Fachberatung von Herrn Monopoli (abwesend) sowie die korrekte Buchführung von Frau Herrmann und das Revisieren derselbigen durch Herrn Lüthi. Blumen und Weinflaschen wechseln den Besitzer. Applaus. Küsschen links, Küsschen rechts.

Pièce de résistance des Abends bildet die alles entscheidende Frage, ob wir einen vollamtlichen Siedlungswart für

5 bis 6 Stunden pro Woche einstellen wollen. Erste Frage: Wer könnte das allenfalls sein? Auf den Vorschlag des Schreibenden, den Gemeindepräsidenten – selber nur zu 80% im Amt – anzufragen, weil jener theoretisch sicher noch freie Kapazitäten habe, wird zwar herzlich gelacht, aber leider nicht ernsthaft eingegangen.

Während der Diskussion spielt Herr Binder fasziniert mit dem Mini-Computer von Herrn Lüthi. Weil ich nur diskret indiskret sein kann, sehe ich nicht, ob es ein Game Boy ist. Zum Schluss der Versammlung beschliesst der Siedlungssouverän souverän, auf dem Spielplatz kein elitäres Gartenschach zu installieren, sondern ein volkstümliches Mühlespiel. Der geneigte – ja selbst der weniger geneigte – Leser merkt, dass weder Herr Kortchnoi noch Herr Kasparow Eigentümer in der Beunde sind.

Die Sitzung wird im «Kreuz» abgeschlossen, wobei nicht alle Versammlungsteilnehmer sich auch zu einem Schlummerbecher einfinden. Schliesslich steht ja an diesem Freitag auch noch «Tutti Frutti» auf dem Programm.



Inhaltsverzeichnis

Grosser Bär und Scheues Reh	2
Bestellen Erwünscht, Ansonsten	4
Stop F/A-18	6
Stadtratssession: - x + = -	8
Wenn's die Springkonkurrenz verschiffet	10
Vater im Zwielight	12
Alexander Tschäppät. - Der Stadtpräsident	14
Für die Gattin: Autopolitur als Faltencreme	16
Zürich Flughafen retour: 2 x Fr. 34.50	18
Jerzy Grzkrnjewski möchte eine Parkbusse	20
Der verlegene Bodenbelag	22
Technischer K.O.	24
«Sorry, ain't got no money...»	26
BEKB: Bankrat tritt zurück!	28
Der Frauentraum: Michelangelos Thomas	30
US-Wahlen 1992: Play it again, Sam	32
Terroristen-Überfall aufs Shoppyland	34
Air Force One	36
E wunderschöne Shoppy-Vogu	39
Nur Fliegen ist schöner	42
«Bilanz» einer Inzucht	44
Alle Jahre wieder: Schlemm Dich schlank	46
Dear Mr. President...	49
Gemeindepräsi als Siedlungswart?	52



Hoppla, fast wäre es vergessen gegangen: Sollte jemand, die/der in diesem Büchlein namentlich erwähnt wird, sich deshalb gekränkt fühlen, so tut mir das... ja, was tut es mir eigentlich? Unter uns: Tragen Sie es mit Humor! Eines ist nämlich versprochen. Eine Serie neuer Realsatiren wird es nicht geben.

